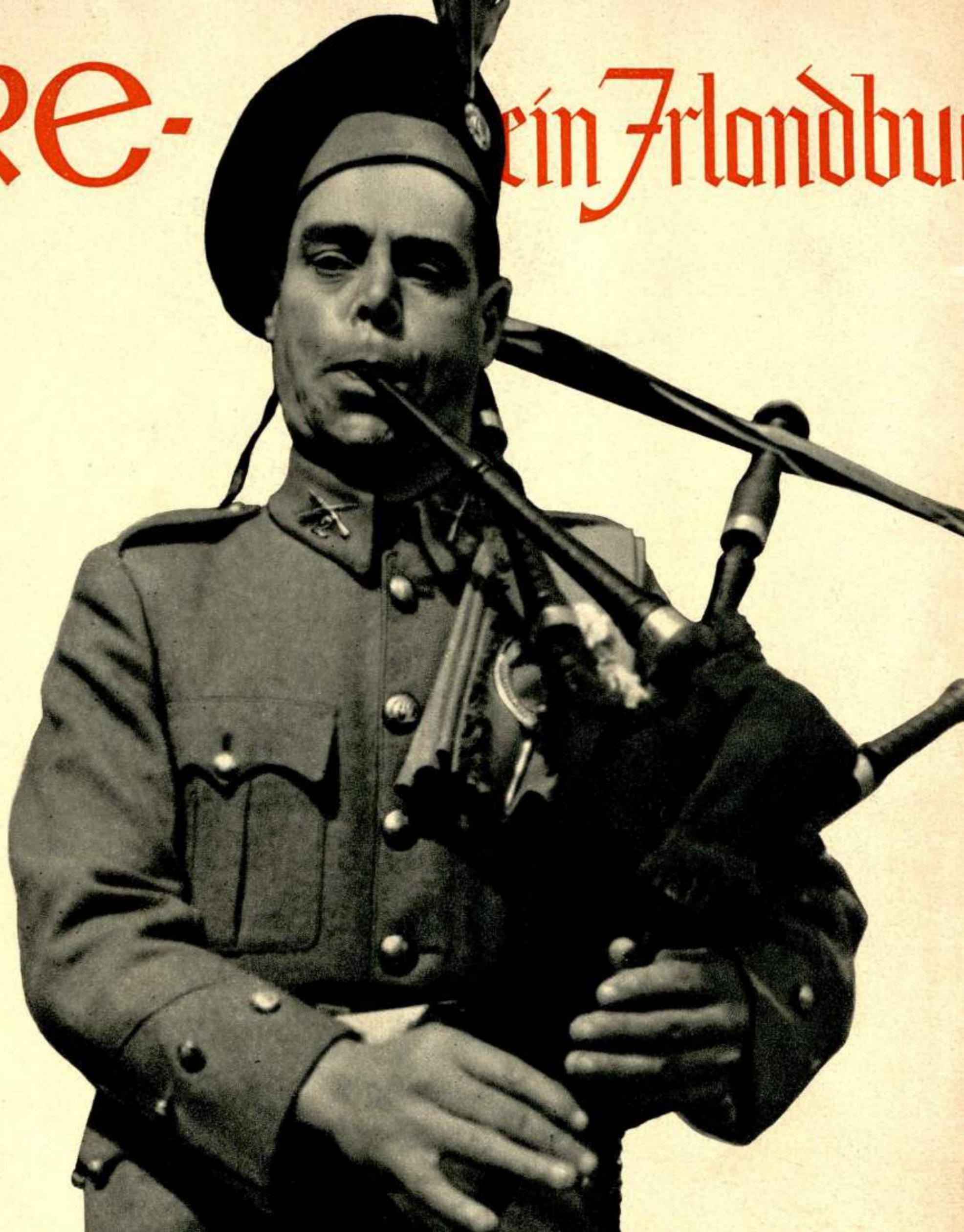
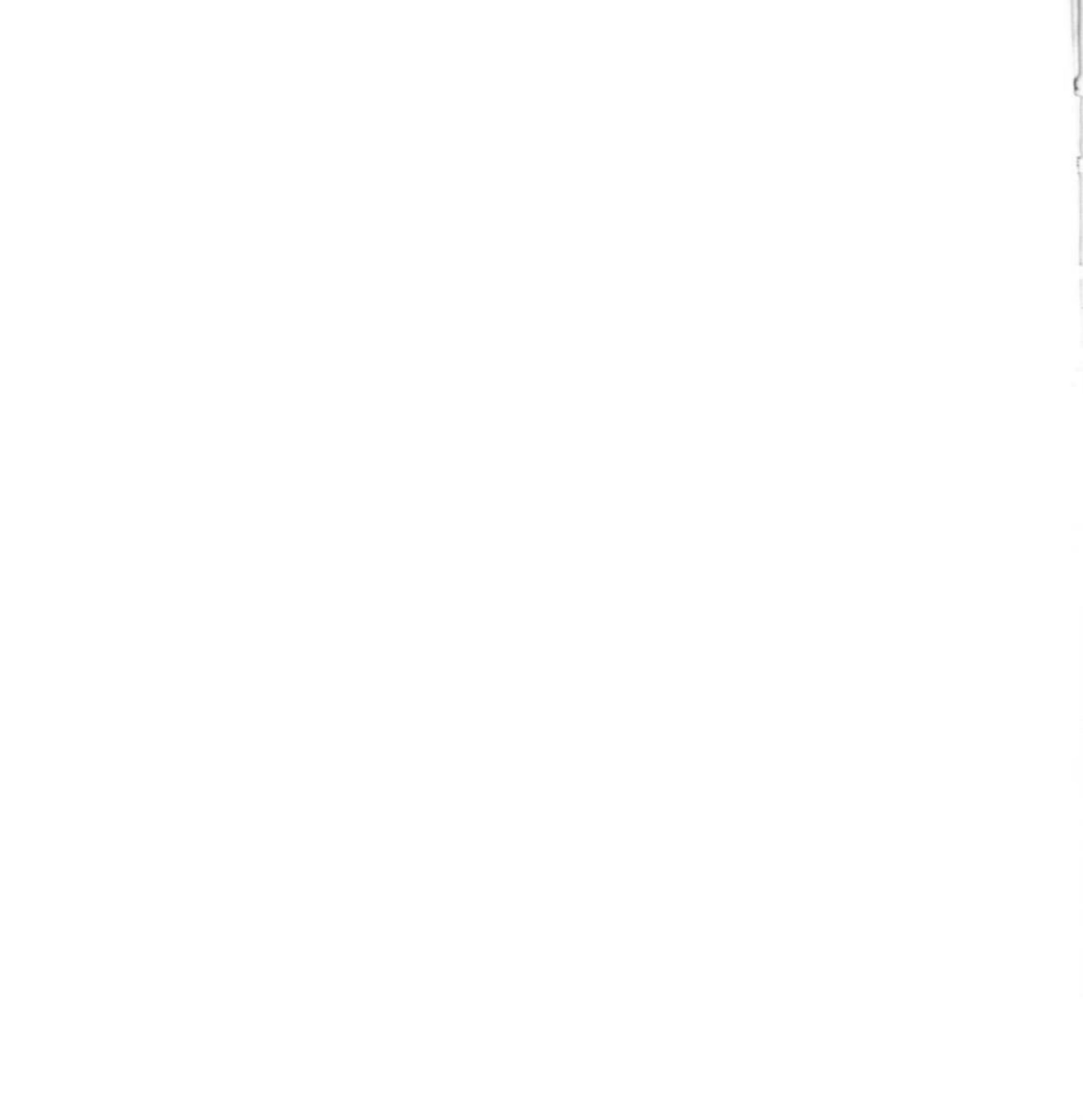


ÉIRE.

ein Irlandbuch





# Éire

E I N I R L A N D B U C H

von

Joachim Gerstenberg

VERLAG BROSCHEK & CO · HANSESTADT HAMBURG

(1940)

DER ERINNERUNG AN IRLANDS TOTE  
DEM GLAUBEN AN IRLANDS ZUKUNFT



*M*it dem Verstande ist es nichts in dieser weichen feuchten Luft, auf diesen weißen, quellenreichen Wegen, in diesen feuchten Binsen und braunen Torfmooren, in diesen dunklen Gehängen von Granitfelsen und rotem Heidekraut. Ihr habt am Himmel keine solchen Farben, keine solchen Lockungen in den Fernen, keine solchen Traurigkeiten an den Abenden. Oh, die Träume, die Träume! Die qualvollen, herzversengenden, nie zu befriedigenden Träume, Träume, Träume . . . Alles ist Traum, alles ist Phantasie, Phantasie, Phantasie! Aber Phantasie bereitet einem mitunter eine solche Qual, daß man es dann ohne Whisky nicht ertragen kann . . . O Erin, die Träne und das Lächeln deiner Augen!

(Bernard Shaw - Thomas Moore)





Kleine Kartenskizze von Irland

Der Verfasser besuchte Irland im Sommer 1939, und auf der Reise selbst hat er dieses Buch geschrieben



## I. »WANDERLUST«

### EINE ART EINLEITUNG

Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er nach Irland. Seht, meine lieben Feinde und Freunde! Hier steht er, der Satz. Er ist wahr, er bleibt wahr. Ich nehme ihn nicht zurück.

Meine Feinde sind diejenigen, die sprechen: Warum denn nun schon wieder ein Irlandbuch? Aber bitte, nicht wahr, wenn Sie jetzt nun einmal schon hingefahren sind, schreiben Sie gefälligst das und das, und das und das müssen Sie, bitte, natürlich fortlassen!

Unter meine Freunde rechne ich außer den Briefmarkensammlern, die denken, ich führe nur, um ihnen Briefmarken mitzubringen («aber bitte immer nur ganze Sätze, ungestempelt, mit guterhaltenen Zähnen . . .»), die wahren, echten, die richtig ein bißchen traurig sind, daß sie nicht mitkönnen und so gar nichts Genaueres wissen über Irland.

»Haach, Sie fahren nach Irland!«, so etwa hatten sie gesagt. »Wie ich Sie beneide! Die Grüne Insel und so! Mit diesen feuerspeienden Bergen, — Hekla, nicht wahr (alle Menschen verwechseln immer Irland mit Island)? Das muß ja ein sehr interessantes Land sein. Aber regnen soll es da, — unausgesetzt. Nehmen Sie sich ja ein ordentliches Plaid mit! Hoffentlich kommen Sie nicht gerade in eines von diesen Bombenattentaten hinein, am besten lassen Sie sich gleich selber ein paar Bomben mitgeben, das geht ja doll da zu . . . Und dann ist da wohl auch dieses Ulster . . . Sagen Sie einmal — ich habe das nie so recht begriffen —: ist das nun eigentlich eine von diesen ewigen irischen Fragen, die immer schweben und nie

so richtig geregelt werden können, oder nur dieser komische Mantel, den sie da machen, so eine Art Winterpaletot, na, Sie wissen schon . . .?»

Wenn nun einer eine Reise tut, soll er sich vorher etwas erzählen lassen. Und da es immer noch »Großbritannien und Irland« heißt, und da beide Länder auf jedem Schulatlas immer noch rosa gemalt sind, wandte ich mich an einen Engländer. Ich habe früher die Engländer für sehr intelligent gehalten, weil sie so wenig sagen. Das aber ist nur schief ausgedrückt. Denn wenn man nicht sehr viel sagt, kann man natürlich auch nicht sehr viel Dummes sagen. Darum sind die Engländer gar nicht einmal so intelligent. Sie sind nur sehr schlau und ziemlich gerissen.

Mein Engländer, mit dem ich mich zunächst einmal über Irland unterhielt, war ausnahmsweise gesprächiger. Wenn es um Irland geht, geht es allerdings immer in England lebhaft zu, wenn es nicht zu unwahrscheinlich wäre, beinah: hitzig. Denn seiner kleinen »andern Insel« ist John Bull so recht froh noch eigentlich nie geworden, die paar Millionen Iren über dem St. Georgskanal haben ihm immer mehr Kummer gemacht als seine sämtlichen anderen Besitzungen in Kanada, Südafrika oder Indien mit seinen zweihundertfünfzig Millionen Menschen zusammen. Denn was Irland selbst angeht: Gott hat den Iren bestimmt eine rechte Gunst erwiesen, als er sie nach Irland schickte. Aber als er ihnen aus uns nicht näher bekannten Motiven die Engländer dazuschickte, muß er sie ihnen wieder entzogen haben.

Mein Engländer also sagte ungefähr folgendes:

»Ich weiß nicht, was Sie in diesem verdammten Lande wollen. Wenn Sie sich etwas erholen wollen, gehen Sie nach Brighton oder der Isle of Wight. Und für Romantik haben wir Schottland. Das ganze Irland ist ewig verregnet, verhangen und undurchsichtig. Wie die Menschen. Träumer und Whiskytrinker und Phantasten sind das. Ich möchte geradezu sagen: der Wille zum Selbstbetrug ist eines der treibenden Faktoren in diesem Lande. Und wissen Sie, was diese Paddys trinken? Nicht unseren guten Whisky, sondern irischen, sogenannten Potcheen, und darum sind sie immer betrunken. Und dann dieser Schmutz, und diese Armut! Und ewig streitsüchtig sind sie. Träumer, Whiskytrinker und Rebellen!«

Und dann bekam ich die hübsche Anekdote zu hören, die ich schon kannte: von dem Paddy, der ins Wirtshaus kommt, in dem gerade eine erstklassige Keilerei im Gange ist, höflich seine Mütze zieht und zum Wirt sagt: »Verzeihen Sie, ist das hier eine Privatstreitigkeit, oder darf man sich einmischen?«

»Was wollen eigentlich diese Iren?«, hatte mein gesprächiger Engländer fortgeföhren, »von sich aus kommen sie doch nie zurecht. Entweder sie hören mitten darin auf, oder sie schlagen gleich alles kaputt, wenn mal endlich etwas halb und halb fertig ist. Nein, mein Herr, diese Leute brauchen England, seinen Realismus, seine Industrie, seinen Schutz. England hat immer warm mit allen derartigen Nationen geföhlt. Es hat sie eben dadurch, daß es sich ihrer annahm, geleitet und geschützt. Nie hat England anders gedacht. Is't not so?«

Und damit sagte er nun freilich etwas Wahres: England hat nie anders gedacht. Es hatte immer nur, wenn man hinterher alles bei Licht besah, ein bißchen anders gehandelt. Das sagte ich natürlich nicht laut wie vieles andere, das ich hätte sagen können. Zum Beispiel etwas über phantasievolle und nüchterne Menschen und solche, die weder das eine noch das andere sind. Zum Beispiel etwas über den Schmutz und die Armut, die beide wahrscheinlich weniger erheblich wären, wenn man Irland vor, in und nach den Zeiten Cromwells nicht nach allen Regeln der Kunst ausgeplündert und bedrängt hätte. Zum Beispiel, daß auch dann, wenn der alte Father Matthew um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Iren nicht von Gott weiß wie vielen Gallonen Whisky auf Gott weiß wie wenig Gallonen heruntergebracht hätte, jedenfalls auf ein Normalmaß, und die Gefängnisse in Dublin wegen Vergehen dieser Art, man kann sagen: eine erschreckende Leere aufwiesen: daß auch dann, rein medizinisch gesehen, zwischen der Betrunkenheit eines irischen Paddy und der eines englischen Gentleman immer noch kein genereller Unterschied bestehe. In dieser Hinsicht ist eben jeder Betrunkene wie ein Mensch in einem Badeanzug, sei er Paddy oder sonst etwas: man hat nur noch ein Stückchen Wolle an, und darunter kommt gleich der Charakter.

Da ich ein höflicher Mensch bin, hatte ich das alles nicht gesagt, sondern nur etwas in bezug auf seine letzte Frage sehr wichtiges, nämlich:

»Indeed!«

Wenn man im Gespräch mit einem Engländer öfters »Indeed« sagt, ist immer alles in Ordnung.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, wandte ich mich nun einer dritten Gruppe zu, von der ich den endgültigen Aufschluß erwarten durfte: den Schriftstellern oder vielmehr einer Untergruppe von ihnen: den Länder- und Reiseschriftstellern. Und ihretwegen müssen wir schon in dieser Art Einleitung etwas abschweifen.

Jedermann weiß, was »Wanderlust« ist. Zunächst einmal: Made in Germany. In Deutschland ist bekanntlich das Wandern nicht nur Müllers Lust, sondern auch die Lust von Meier und Schulze. Diese so außerordentlich deutsche Erscheinung hat dem Wort Wanderlust — merkwürdigerweise neben den Wörtern Kindergarten und Rucksack — zu einer großen internationalen Popularität verholfen. Man trifft die Ausdrücke unentstellt in fast allen Ländern der Erde.

Aber Wanderlust kann auch mißbraucht werden. Wanderlust hat jene eigentümliche zweite Lust zur Folge gehabt, das Erlebte und Erfahrene später aufzuzeichnen, Rechenschaft abzulegen von Sitten und Gebräuchen fremder Menschen, von der Natur fremder Länder und Meere. Reisende solcher Art waren zunächst einmal die meisten berühmten Kaufherren und Entdecker der alten Zeit und des Mittelalters. Mit einer gewissen Leidenschaftslosigkeit berichteten sie Tatsachen und Umstände. Und wie wenig persönlicher literarischer Ehrgeiz die Autoren drängte, beweisen die unschätzbaren Reiseberichte Marco Polos, deren Entstehung und Entdeckung fast zufällig zu nennen sind. Ein solcher Reisender war beispielsweise auch noch der alte Johann Gottfried Seume, an dessen mannhaftes Deutschtum und große Begabung hier einmal erinnert sei. Seume wurde bekanntlich von hessischen Werbern aufgegriffen und ein bißchen nach Amerika verkauft. Seien die Umstände hierbei eigene Abenteuerlust oder äußeres Unglück, sie haben Deutschland einen seiner genialsten und darum leider etwas vergessenen Schriftsteller geschenkt. (Sein »Spaziergang nach Syrakus« — Seume wanderte auf Schusters Rappen von Grimma in Sachsen nach Sizilien und zurück — ist herrliche deutsche Prosa.)

Nun wächst mit der sich ändernden Zeit nicht in allen Fällen neues oder gar besseres Leben aus Ruinen. Wenn die Menschheit wahrhaft ständig das weniger Gute zu vergessen bestrebt wäre, um das Gute auf den Schild zu heben, wenn eine Generation auf den Schultern der anderen aufgebaut hätte, statt sich gegenseitig Gruben zu graben und mit Bomben zu bedrohen, so wären wir alle heute um Gottes Thron versammelt und würden uns nur noch mit den Engeln unterhalten. Ein jeder hat sich daran gewöhnt, einzusehen, daß dies nicht der Fall ist. Nach den Tagen des alten Seume, der noch geschrieben hatte, weil er gereist war, kamen Leute an die Reihe, die reisten, um darüber zu schreiben. Es kamen Leute, die sozusagen unausgesetzt beruflich mit Wanderlust zu tun hatten. Kurz und gut: es gab plötzlich Reiseschriftsteller.

Gegen die Reiseschriftstellerei ist an sich natürlich zunächst gar nichts einzuwenden. Wenn die Dinge mit der Würze persönlichen Witzes vorgetragen werden, können sie sogar unter Umständen den höchsten Grad anschaulicher und wahrhaftiger Schilderung erreichen. Wogegen hier aber einmal protestiert sei, ist die Tatsache, daß es Reiseschriftsteller gibt, die bei aller Anerkennung ihres originellen und publikumsgefälligen Stils jeden Willen zu einem objektiven Bilde vermissen lassen. Und der Leser hat hinterher keine Substanz im Kopf, sondern nur ein paar hübsche Dekorationen. Nirgends aber ist das verhängnisvoller als bei Irland.

Es gibt Reiseschriftsteller, die fahren, sagen wir, nach Kamtschatka. Ich war noch nicht in Kamtschatka und möchte mich mit vielen anderen über Kamtschatka unterrichten. Zweifellos gibt es dort viele schöne Dinge, die Menschen und Tiere sind dort in ihrer Art so anziehend, lästig oder interessant wie überall. Kommt nun unser Freund, der Reiseschriftsteller, sagen wir, in eine kleine Stadt in Kamtschatka, und er hat im ersten Hotel — ein paar Läuse zu töten und vermag dies halbwegs witzig darzustellen, so denkt der Durchschnittsleser sofort: Aha, in Kamtschatka sind also Läuse. Es ist dies einer der Fälle, wo der Mensch an unrichtiger Stelle dazu neigt, vom plastischen Einzelfall auf das Allgemeine zu schließen. Schweigen wollen wir in diesem Zusammenhange von direkten Irrtümern, die immerhin entschuldbar sind. Schweigen von jenem Mann, der das altehrwürdige Emblem Irlands, das dreiblättrige

Kleeblatt, das Shamrock auf dem Umschlag seines Buches zu einem vierblättrigen machte (wahrscheinlich um damit anzudeuten, daß die Iren mehr Glück gehabt hätten, wenn sie sich seines »Vierblättrigen« bedient haben würden). Schweigen von einer Abbildung eines der ältesten und berühmtesten Kirchenbauten Glendalough, das als »eine der uralten Burgen des Landes« ausgegeben wird. Schweigen vom Jaunting-Car, dem »Fiaker Dublins«, — was ungefähr so ähnlich wäre, wie wenn jemand sagte: In Berlin fahren alle Leute Pferdedroschke. Bei vielen solcher Länderbeschreibungen ist man versucht, ein Faust-Zitat zu travestieren: Was Ihr den Geist der Länder heißt, das ist zumeist der Herren eigener Geist, in dem die Länder sich bespiegeln. — Die Titel von Büchern der gekennzeichneten Art heißen dann etwa: »Auf Jagdfahrt durchs wilde Kamtschatka« oder »Ich und Japan«.

Ich erkläre: die meisten aller noch so reizend vorgetragenen Iren-Anekdoten und -Witze, nach denen sich die Welt ihr Urteil baut, alle die Vorstellungen vom nur sentimental und verträumten, aber gewalttätigen und betrunkenen Paddy, sind genau so richtig wie eben die meisten leichtfertigerweise für gediegen befundenen Schlagwörter: nämlich ungefähr nur halb. Wenn aber etwas nur halb richtig ist, ist es in vielen Fällen überhaupt nicht mehr richtig.

Ich erkläre: in den dreiundvierzig Betten, in denen ich während meiner irischen Reise geschlafen habe, war keine Laus, sondern alles den Umständen nach sehr sauber. Und es waren keine Potemkinschen Dörfer, durch die ich kam, sondern ziemlich irische. Nicht ein einziges Mal habe ich gesehen, wie »der Paddy oft mit seinem Schwein zusammen in der Wohnung haust, wo er es wie einen Haushund hält«. Die paar Male, wo ich Betrunkene in Irland gesehen habe — natürlich habe ich welche gesehen — waren sie ebenso halb belustigend, halb unerfreulich wie überall; höchstens, daß sie es mit etwas mehr irischem Gemüt waren, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist. Was das Regenplaid angeht, so hatte ich mir ein solches in England gekauft, mit dem man durch amerikanische Steppengüsse reiten kann, es aber auch nicht öfter benötigt als anderswo, indem nämlich die irische Sonne, die zwanzigmal am Tage scheint, dabei immer den Regen trocknet, der allerdings ebenso oft herunterkommt. Hinsichtlich der Bomben habe ich fortgesetzt so bestrickende Beweise hilfsbereiter irischer

Liebenswürdigkeit gehabt, daß ich der festen Überzeugung bin, man hätte mir jederzeit welche geborgt, auch wenn ich dabei die Absicht bekundet hätte, sie später gegen die Spender selbst zu verwenden.

Nun ist allerdings auch ein Reiseschriftsteller nur ein Mensch. Und ein Mensch ist nicht ohne Sünd und Fehl. Und vielleicht sind wir nur deshalb hier so lange abgeschweift, weil der Autor sich ein wenig in Schutz nehmen will. Auch der Autor, den eines Tages die Wanderlust und der seinerseits den Rucksack ergriff, und nun hier aus diesem kein erschöpfendes oder gar politisches neues Irland-Buch hervorzieht, sondern nur einige Reiseskizzen und Dokumente von Landschaft und Menschen, die er lieb gewann, ist sich der Mängel wohl bewußt. Genau so wie er hinsichtlich der Bilder niemals so sehr der Unzulänglichkeit seiner Kamera innewurde wie in Irland, dem in bezug auf seine Atmosphäre unbestimmbarsten und unwahrscheinlichsten aller Länder, die er bisher sah.

Genau so nun, wie er sich gegen das puritanische Vorurteil wendet, in der andern Nation mehr oder weniger versteckt schon deshalb einen Fehler zu sehen, weil es eben die andere Nation ist, und ihre Fehler mit den eigenen Tugenden zusammen ins helle Licht zu setzen, warnt er davor, in der Grünen Insel nur jenes romantische Land der Träume aus Milch und Honig zu sehen, das oft aus ihm gemacht wird.

Die Iren sind eine sehr intensiv fühlende und gleichzeitig ungeheuer stark wollende und drängende, eine gärende Rasse. Das beweist das Irentum in aller Welt, der Ire in seiner Tüchtigkeit als Schauspieler, Musiker, ebenso aber auch als zäher und erfolgreicher Geschäftsmann in den Vereinigten Staaten, wo heute fast 25 Millionen reinrassige Iren leben, das Achtfache der Bevölkerung der Heimatinsel.

Denn das ist wohl das Typische, das Einmalige am irischen Wesen: die Fähigkeit, größte Gegensätze zu gleicher Zeit in sich zu bergen und sich zu ihnen zu bekennen, koste es was es wolle. Gleichwie die Grüne Insel zweierlei Antlitz trägt: die ungeheure traumverlorene Süße ihrer Wiesen und Moore, das weiche »Moll« von Donegal und der Seen von Killarney und die herbe Großartigkeit seiner hohen Kliffs und Inseln, das harte, stählerne »Dur« der Klippen von Mohir und Aran-Islands, — genau so ist die irische Seele aufgespalten in

<sup>2</sup> Gerstenberg, Irland

Melancholie, Selbstaufgabe, Traumverlorenheit, und auf der andern Seite in fanatischen Realismus, eine beispiellose Kampflost und einen solchen Grad harten, klaren Verstandes, daß Chesterton gesagt hat, das Harte und Klare daran sei härter als der Verstand selbst. Um das Irentum — mit seiner dreitausend Jahre alten Kulturgeschichte — wittert auch heute noch, sprechen wir es ruhig aus, in einer gewissen Beziehung die widerspruchsvolle große Problematik des Genies, mit all der heißen Zustimmung, die wir ihm zollen und mit allen seinen Anfechtbarkeiten. Alles, was Aberglaube auf Erin ist und irische Mystik — und ihnen begegnet man immer wieder — gehört hierzu.

Indessen: auf einem solchen Boden und aus einem solchen Volke erstanden machtvollste Persönlichkeiten der Geschichte: im 5. Jahrhundert der heilige Patrick, durch den das Abendland einen so starken Antrieb der Christianisierung erhalten sollte. Später Feldherren wie der Herzog von Wellington, Denker wie George Berkeley, Dichter wie Oliver Goldsmith. Heute Dichter wie William Butler Yeats und George Moore, oder auch eiserne Zeitungs- und Geldmensen wie Lord Rothermere und Politiker vom Range eines Eamon de Valera.

Den ganzen ewigen Dualismus im »Paddy« und seiner Grünen Insel, diese »Träne und das Lächeln in Erins Augen«, wie ihn das Dichterwort Thomas Moores kennzeichnet, findet seinen sinnfälligsten Ausdruck vielleicht im einzigartigen irischen Humor, in der Vorliebe des Iren für die Satire, für eigenartige Wendungen, für die Karikatur, für alles Skurrile schlechthin. Klassiker der literarischen Satire war ein Ire: Jonathan Swift, der unsterbliche Autor von »Gullivers Reisen«. Und man erkennt in Lawrence Sternes weltberühmtem, genial hingeworfenem Torso »Yoricks empfindsame Reise«, die unsere Großväter entzückte, unschwer den direkten Ahnherren eines Oskar Wilde, eines Bernard Shaw.

Die Träne und das Lächeln in Erins Augen, — wo fänden sie jedoch schließlich ihren vollkommeneren Ausdruck als in der Musik? »Die gelinde Macht ist groß«, heißt es in Goethes »Epimenides«, — wo aber ist Gelinderes und Größeres zugleich als in ihr! Wenn kurz vor dem Kriege ein geistvoller Autor seinem England-Buch den Titel gab »Land ohne Musik«, so ist sicher Irland das »Land voll von Musik«, auch da, wo es uns nicht unmittelbar

die Fülle und die Tiefe seiner Tausende von uralten Melodien und Liedern gibt, — ist doch noch immer Irlands Emblem die Harfe! Überlieferungen wie diejenige, nach der durch Jahrhunderte hindurch Tag und Nacht Chöre irischer Mönche im Wechselgesang an Erins Küsten den Ankömmling glücklich priesen, ein solches Eiland erreicht zu haben, der Mythos vom »Heimwehstein« im nördlichen Donegal, dem Geburtsstein des Heiligen Columban, auf dem eine Nacht zu verbringen vor seiner Auswanderung jeden Iren gegen das Heimweh nach Irland gefeit machen soll, — sie sind Musik!

Mit dieser »gelinden großen Macht« im Herzen hat das Ireantum — verschrien als verträumt und zum letzten Durchschlagen unfähig — tausendfach seine Lebenskraft bewiesen und auch dort gesiegt, wo es scheinbar unterlag. Als im blutigen Osteraufstand des Jahres 1916 eine Handvoll irischer Patrioten mit völlig unzureichenden Waffen in der Hand gegen das allmächtige britische Imperium sich erhob und furchtbar unterliegen mußte, war dieses ganze Unternehmen in gewissem Sinne Wahnsinn. Viele werden es so nennen, um das Ireantum herabzusetzen. So oder auch den »Willen zum Selbstbetrug«, schließlich auch die Gesinnung aller jener zwanzig- bis fünfundzwanzigjährigen Iren, aller dieser Gepäckträger, Kellner und Studenten, der O'Haras, der McPhersons und Doyles — wir reden ihnen für jede einzelne Tat hier nicht das Wort — die heute fast jede Woche im Old Bailey zu London zu fünfzehn oder zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt werden und dagegen das Bewußtsein eintauschen: nicht etwa im Affekt einen Feind Irlands unschädlich gemacht, sondern nur ein einziges Mal in ihrem Leben für die Sache Irlands demonstriert zu haben. Aber aus einer solchen Verachtung des vor Augen liegenden »Nützlichen« kommt zuweilen die magnetische und eigentliche Kraft eines freiheitliebenden Volkes — und sein endlicher Sieg.

Mit dem Beginn des Jahres 1939 ist es der unermüdlichen Energie eines Mannes, Eamon de Valeras, des »Taoiseach«, einer der großen nationalen Führergestalten des heutigen Weltbildes, gelungen, einen gewaltigen äußeren Schlußstrich unter einen sieben Jahrhunderte hindurch mit äußerster Erbitterung durchgeführten Kampf zu ziehen: der letzte englische Soldat hat das Gebiet von sechsundzwanzig Grafschaften Irlands, den neu konstituierten »Saorstát Eireann«, die irische Republik Eire verlassen. Nur sechs Grafschaften — das alte

Königreich Ulster — verblieb britannischem Einfluß. An der Spitze des Irischen Freistaates, überwiegend katholischen Glaubens, steht als Präsident eine der ehrwürdigsten Persönlichkeiten Irlands protestantischen Bekenntnisses: der fast achtzigjährige Dr. Douglas Hyde. Seit dem Sommer des Jahres 1939 trägt die Kette des Bürgermeisters, des Lord Mayor von Dublin — eine Frau, die Witwe des im Osteraufstand erschossenen Thomas Clarke. Auch dies ein Zeichen: der Kampf ist nicht zu Ende.

Wird es den Loyalen oder den Extremisten, wird es überhaupt gelingen, die Grüne Insel wieder unter ein einziges Regime zu bringen? Wird eigene irische Kraft und Intelligenz die heute unbezweifelbar starke technische und wirtschaftliche Abhängigkeit von England durchstoßen? Wird einmal wieder, wie vor Tausenden auf Erin nur noch die altgälische Zunge erklingen, in der den letzten Statistiken zufolge augenblicklich etwa fünfundzwanzig vom Hundert der Gesamtbevölkerung sprechen?

Wir wissen es nicht. Wir wollen nicht diskutieren. Wir wiederholen: dies Buch ist kein politisches. Obwohl es natürlich eins für Irland ist. Wie sollte es anders sein?

Was wir mit diesen Blättern wollen, ist weiter nichts, als auf ihnen spontane Eindrücke und Bilder wiedergeben, so wie sie sich dem Reisenden boten. Einige Dokumente aus dem wahrhaft unübersehbaren Schatz einer starken, wenig verstandenen Nation darbieten, der unsere Bewunderung gelten muß, auch da, wo sie sich mit unserem Empfinden oder unseren Interessen nicht berührt. Nur etwas aufweisen von Erins Tränen und seinem Lächeln. Von einem Irland, das jener Engländer — allerdings in seinem Sinne — genannt hat: das Land der Träume, Whiskys und Rebellen.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er nach Irland.

Irische Erde, du Grüne Insel aus Smaragd: Gepriesen sei dein Land!

Irisches Volk: Gesegnet sei dein Weg!

## 2. ZWEI STÄDTE

**D**er Weg nach Dublin geht über London. In vielfacher Hinsicht und immer noch. Und wohl noch auf einige Zeit.

Wenn sich die Maschine auf ihrem vierstündigen Flug Berlin–London über Amsterdam und dem Ijssel-Meer erhebt — ach, wie liegen sie da unten, sauber und akkurat, die holländischen Tulpenfelder, lila, gelb und rot! — und dann nach Scheveningen steuert und über den Kanal, wo unten ganz klein die Ozeanriesen schwanken, und schließlich über der Themse schwebt und über den grünen Fluren vom Merry Old England, wo der Verkehr plötzlich »links« geht, — dann hat man Zeit und Lust, über dies und das nachzudenken. Über das englisch-irische Problem zum Beispiel.

Eine Reise ins Ausland fängt bekanntlich damit an, daß man keine Devisen hat. Hat man diese dennoch, besorgt sich der Mensch ein Visum. Ich hatte an einen hohen irischen Official geschrieben (sehr höflich und englisch): Ich fahre nach Irland und brauche ein Visum. Man hatte mir geantwortet (noch viel höflicher — und deutsch): Bitte wollen Sie die Güte haben und sich zu uns bemühen. Ich hatte mein irisches Visum bekommen. Und dann sagte man mir: Nun müssen Sie sich, bitte, aber noch ein englisches Visum besorgen. Irland ist nämlich, bitte, ein Land. Und England ist, bitte, auch ein Land. Auf dem englischen Konsulat hatte man mir gesagt: O, very good! Sie haben schon ein irisches Visum! That's alright. Dann brauchen Sie kein englisches Visum. England und Irland ist, bitte, ein Land.

Ich fahre also nun doch nach England ohne englisches Visum. Man soll immer das tun, was einem die Behörden sagen.

Man hat Zeit und muß Lust haben, über dies und das nachzudenken. Zum Beispiel darüber: Wie wird man dich als Deutschen in England behandeln, in dieser etwas nervösen Zeit? Einige hatten gesagt: Man reißt Sie in Stücke. Einige: Diese Engländer sind und bleiben sanfte Gentlemen, man wird Ihnen nichts tun. Dritte: Machen Sie sich auf eine umständliche Einreise gefaßt. Man sieht heutzutage in jedem Deutschen einen »potential spy«, — einen möglichen Spion.

Auf dem Flugplatz Londons, Croydon, werde ich im Rudel meiner Kabinengenossen durch labyrinthische Barrieren und Scheine empfangende und zur »Ausfüllung« verteilende Leute hindurch jener Atmosphäre zugeführt, die in Deutschland mit »Eintritt verboten«, in England mit dem Wort »Office« gekennzeichnet ist und die sich auf der ganzen Welt aus gelblackierten Büromöbeln, Schirmständern, Aktenbündeln, groben Putzmitteln, uniformierter Autorität und der unausgesprochenen aber hartnäckigen Forderung zusammensetzt, daß hier gewartet werden muß. Ich sehe mich dem »Immigration Officer« gegenüber, einem langen Menschen, der mich sofort an eine jener Langusten in den Aquarien erinnert, die die ihnen zur Fütterung vorgeworfenen Weichtiere zwicken, hochwerfen und mit ihren langen Scheren jeden Moment zu verspeisen drohen. Aus ist es mit meinem Dasein als Mensch und Passagier, der seine Fahrkarte bezahlt hat und Anspruch auf eine höfliche Behandlung hatte. Ich bin hier lediglich ein unerwünschter Ausländer, ein »potential spy«, ein in jeder Hinsicht suspektes Individuum. Denn daß jemand nicht nur Deutscher, sondern auch Journalist ist und zu allem Überfluß mit zwei Kameras nach Irland will, übersteigt alles bisher Dagewesene an Kühnheit, die jetzt nach England hereinreist. Im Handumdrehen bin ich hier eine Art Gefangener, offenbar kein potential spy mehr, sondern »probable spy« — ein wahrscheinlicher Spion.

Das Verhör beginnt. Die Languste hat mir zunächst mein Nervenzentrum, meine Brieftasche entrissen und den Inhalt vor sich ausgebreitet, und wünscht zunächst zu wissen, ob dies alles Geld sei, was ich bei mir trüge. Ich sage: leider, ja. Weiter: Wer ich sei? Wie

groß ich sei? Mitglied einer politischen Partei? Warum ich nach Irland führe? Warum und wie ich ein Buch schreibe? Warum ich über London führe? Wie lange ich dort bleibe? Wo ich dort zu wohnen beabsichtige? Warum ich überhaupt hier bleibe? Und dergleichen.

Die Languste findet, daß für einen gefährlichen Spion eine Languste noch nicht ausreicht und holte eine zweite. Alles beginnt noch einmal von neuem. Man zwickt mich, man wirft mich hoch, man droht mich zu verspeisen. Ich werde umständlich auf einen großen Bogen geschrieben und »ausgefüllt«. Andere Langusten, noch nicht ausgefüllte Reisende, Aquariumsbesucher umstehen mich, halb interessiert, halb ängstlich. Inzwischen haben sich zwei Zollbeamte über mein Gepäck hergemacht und meine beiden Kameras, mit ernstesten dienstlichen Mienen, die sich plötzlich aufhellen, als sich zu meinem Glück in meinen Zeitungsartikeln einer findet, in dem ich einmal in englischer Sprache etwas Freundliches über die Heilsarmee gesagt habe. In Deutsch wird das allerdings wieder etwas eingeschränkt, aber da die Zoll-Langusten das nicht verstehen, strahlen sie über das ganze Gesicht und sind »satisfied«. Alles strahlt plötzlich, schleppt meine Koffer, rennt zum Telephon, um meinen bereits schon seit einer Stunde auf der Victoria Station wartenden englischen Freund von meinem verspäteten Eintreffen zu verständigen. Ich bin rehabilitiert. Kein Spion. Sondern ein Gentleman. Ich darf den Staub Britanniens unter meine Sohlen nehmen. Es lebe die Heilsarmee!

Mein Freund auf Victoria Station sagt traurig zu mir, als ich endlich ankomme: »Mensch, warum fahren Sie aber auch jetzt ausgerechnet nach Irland?«

London . . .

Es ist tausendmal gesagt worden. Aber es muß hier schon nochmals angemerkt werden: London ist riesengroß. Und es kann schon passieren, daß einem die Weltstadt, aus der man kommt, erscheint wie ein Dorf.

Aber es ist nicht das Gigantische der Ausmaße allein, das hier den Charakter gibt: Die breiten Avenues, die nicht abreißende Kette der Busse, das Parlament von Westminster,

die Kathedrale von St. Paul's, die Schächte der Untergrundbahnen, die nicht etwa in die Tiefe gehen, sondern endlos direkt in den Nabel der Erde stürzen. Es ist die Tatsache, daß in dieser Riesenmaschine alles ziemlich reibungslos zugeht, ohne viel Lärm, Hast und Krampf, die ganze Atmosphäre gelassen und freundlich ist. Du wünschst beim Zeitungsmann eine Zeitung, die gerade ausgegangen ist, schon schiebt sie dir ein Passant, ohne dabei seinen Schritt zu hemmen, unter den Arm. Und bei der hiesigen sprichwörtlichen Höflichkeit mag die freundliche Handbewegung jenes Scharfrichters keinen ironischen Hintergedanken haben, die dem Delinquenten besagt: Bitte, nach Ihnen!

Bleibt für den Irlandreisenden nur eines zu verwundern: Wie konnte es geschehen, daß dieses Volk, im persönlichen Verkehr liebenswürdig und hilfsbereit, im Verkehr mit Irland die, man kann wohl sagen, genau entgegengesetzten Eigenschaften entwickelte? Einem Irland, das selbst über ähnliche Eigenschaften verfügt, dessen rassische Bestandteile ähnliche Züge aufweisen wie diejenigen Englands?

Eine Antwort: Eben darum. Man verliert den objektiven Maßstab im Verkehr mit der Konkurrenz, abgesehen davon, daß man an sich schon brutaler vorgeht, wenn man bei ihr ähnlichen Willen zur Selbstbehauptung wittert. Vieles ist dadurch erklärt, — wenig zu entschuldigen.

Aus Euston Station heraus rattert der Zug, durch die grünen Fluren Südenglands, durch die Berge von Wales, dann viele Meilen längs der Küste hin nach dem Irland zunächst gelegenen Punkt, dem Hafen von Holyhead.

Der Dampfer, der mich hinüberbringt zur Grünen Insel, heißt nicht »Ireland«, sondern »Innishfail« — »Insel des Schicksals«; wir landen nicht mehr, wie noch vor einigen Jahren, in der alten Hafenvorstadt Dublins, Kingstown, sondern in: Dun Laogheire.

Dublin selbst heißt auch eigentlich gar nicht mehr Dublin, sondern: Baile Atha Cliath. Und die gälischen Buchstaben erscheinen neben den englischen auf allen Straßenschildern in Baile Atha Cliath, an allen öffentlichen Gebäuden. Alle Beamten müssen sich heute im Irischen Freistaat einer Prüfung in der altirischen Landessprache unterziehen. Die Folklore-Commission arbeitet fieberhaft an der Sammlung und Sichtung alten irischen Erzählergutes,

durch Entsendung von Collectors in die rein gälisch sprechenden Gebiete des Westens, die sogenannte »Gaeltacht«. Mr. Shan O'Cuiv, der hilfsbereite »Director of the Information Bureau« spricht sie fließend, diese älteste Kultursprache Europas, mit jenem weichen Akzent, keiner lebenden Sprache auch nur halbwegs ähnlich. Aber dennoch: Der englische Einfluß, der hier gewaltet, läßt sich wohl nicht mit einem Male vertreiben. Und auch die vielen hochwohlgemalten und lackierten Misses und Missusses in Baile Atha Cliath erscheinen mir zunächst noch ganz so wie schicke appetitliche Engländerinnen, trotz der vielen zur Schau getragenen Embleme der smaragdenen Insel: des irischen Klees, des Shamrocks, all der Broschen aus Connemara-Marmor, trotz der grünen Schals und grünen Hütchen.

Im Vergleich mit London nun ist Dublin kein Dorf, sondern ein Dörfleinchen: gewiß. Aber ein sauberes, ein wohlgestaltetes, eines, in dem man sich wohl fühlt inmitten seiner immer freundlichen Bewohner und guten Theater. In der O'Connell Street, einer der breitesten Avenuen Europas, wo sie stehen, die Helden der irischen Freiheitskämpfe auf hohem Sockel, gibt es reiche, schöne Geschäfte. Eine Luxusstraße, die Graftonstreet, führt hin zum grünen, ach! wie grünen Stephen's Green, mit seinen Tausenden soeben erblühter Tulpen, den Schwänen und traulichen Bänken, flankiert von hohen Palmen. Denn der Golfstrom hat dies nördliche Land mit tropischen Gaben reich gesegnet. Und wem Stephen's Green nicht genügt, fährt hinaus in den riesigen historischen Phönix-Park, wo die alten, zwanzig Meter hohen Eichen rauschen und die zahmen Rehlein dich anblicken aus sanften Augen. Oder aber man pilgert in den Zoologischen Garten, dessen stärkste Attraktion der Löwenzwinger ist mit seinen dreißig Tieren, deren Fell sich durch das tropische Klima besonders seidenweich erhalten hat. Man besucht eine der beiden ehrwürdigen Universitäten Dublins, die National University oder auch Trinity College; man ist zu Gast unter lebenswürdigen Dozenten und Studenten in ihren »Gowns«, bestaunt die ominöse »Nr. 6« im Universitätsgebäude, den Eingang zu den Wohnräumen der Studentinnen, — »Nr. 6« darf nie und unter keinen Umständen von männlichen Personen betreten werden, obwohl anderseits nach sechs Uhr abends sich kein weiblicher Student mehr blicken lassen darf. In der Bibliothek dieser durch Überlieferung geheiligten Stätte, die das ehrwürdige »Buch von Kells« bei sich

birgt, eines der frühesten und wertvollsten Dokumente kirchlicher Buchmalerei, mögen sie studiert haben, die berühmt gewordenen Studenten: Swift, Berkeley, Goldsmith, Moore, Oskar Wilde, Parnell und nicht zuletzt der »Taoiseach« selbst, der Führer: Eamon de Valera.

Ein unglückliches Versehen bringt den Gast zunächst in ein »Hotel« fünften Grades inmitten der Slums von Dublin, aus dem ihn indessen die reizende Gastfreundschaft eines Ehepaares der deutschen Kolonie entführt: »Mr. and Mrs.« Wenzel (aus Schlesien und aus Wien) freuen sich, mit vielen lieben guten Worten und vielen lieben guten Taten dem Fremdling und deutschen Landsmann zur Seite zu stehen, Auskünfte zu erteilen, Telephonate entgegenzunehmen und Verbindungen herzustellen.

Und so dauert es gar nicht einmal lange, daß nach einigen Tagen der »Knocker« der Haustür ertönt und Mr. Cremer, ein strahlender, freundlicher Herr, vor mir steht, der sich ein Vergnügen daraus macht, meine Koffer in seinen vor der Tür wartenden Wagen zu schleppen und mich einige Wochen lang erst einmal ein bißchen in Irland spazierenzufahren.

### 3. BACON AND EGGS ERSTER TEIL

*M*r. Cremer heißt nun freilich gar nicht Mr. Cremer, sondern ganz anders. Ich nenne ihn nur so. Weshalb?

Erstens behauptet Mr. Cremer: Ich lobte ihn und seine Reiseführung derartig über den grünen Klee, daß alle Leute, wenn sie seinen Namen erführen, auch nach Irland kämen und von ihm im Wagen mitgenommen zu werden wünschten. Zweitens aber ist Herr Cremer Pharmazeut und verkauft in sämtlichen Städten und Dörfern Irlands, in allen Apotheken und Drogerien, hier »Medical Halls« genannt, eine weltberühmte Creme. Sie ist eine dieser Tages- und Nachtcremes, die ihrer Anpreisung nach für jeden modernen Menschen vollständig unentbehrlich sind, für seine Gesichtspflege, Hygiene und den Sport einen wahren Segen bedeuten, und mit der man sich, angeleitet durch gedruckte Begutachtungen ärztlicher Autoritäten, einzureiben hat, wenn man lästigen Sonnenbrand verhüten und dennoch braun zu werden wünscht wie Schokolade.

Die erste Reise führt in den Süden des Landes. Beide haben wir unsere beiderlei Obliegenheiten — das Nützliche und das Angenehme — in ein praktisches Wechselverhältnis gebracht. Mr. Cremer fährt von Ort zu Ort und besucht mit seinen Koffern die Kundschaft, ich besehe mir unterdessen die Gegend, photographiere und unterhalte mich mit den Leutchen. Leider mache ich sehr bald die Erfahrung, daß die wirklich bestrickende und herzliche Freundlichkeit

aller Iren sich in gerade umgekehrtem Verhältnis befindet zu der Bereitwilligkeit, sich photographieren zu lassen. In solchen Fällen, wo ich auf einen eisernen Widerstand in dieser Beziehung stoße, setze ich mich empört in den Wagen und lese eine der unendlich dicken Zeitungen. Oder aber ich wende mich der Betrachtung der Geschäfte zu, in fremden Ländern bekanntlich eine Fundgrube des Vergnügens und des Vergleichens der Preise. Durch die außerordentliche Fülle der Ortschaften, durch die wir kommen, gerate ich sehr bald in die Lage, die subtilsten Preisschwankungen in Bonbons, Damenstrümpfen, Bananen, Toastbereitungsmaschinen und Ackerbaugerätschaften beurteilen zu können. Man nennt das: Land und Leute kennenlernen!

Was einem aber schon nach den ersten Meilen auf dieser Insel unausweichlich klar wird, ist, weswegen man sie die grüne nennt. Ich habe noch nie in meinem Leben ein solches Meer von Grün gesehen. Das Auge mag sich wenden, wohin es will: Vorwärts, rückwärts, zur Seite oder zu und über die typischen irischen Hecken hinweg, die alle Wege umsäumen, — alles ist eine große Symphonie in Grün. Und dazwischen goldgelber Ginster, der die Augen wahrhaft blendet wie die Sonnenblumen von van Gogh . . .

Je nachdem die einzelnen »Medical Hall«-Besitzer noch »loshaben«, kehren wir, beladen mit Aufträgen, neuen Aufnahmen, Erfahrungen und neuen Schlachtplänen für den nächsten Tag in einem der freundlichen irischen Gasthäuser ein und fragen nach einem guten Dinner.

Ich muß an dieser Stelle schon wieder eine kleine Abschweifung einlegen, die sich mit dem einzigen schwachen Punkt Irlands beschäftigt, mit seiner Achillesferse, dem einzigen Punkt, über dessen verschiedenartige Beurteilung mitunter ernste Wolken über dem ungetrübten Freundschaftsverhältnis zwischen mir und Herrn Cremer aufziehen. Indessen: *amicus Irland, amicus Cremer — magis amica veritas!*

Das Zauberwort, um dessen Gegenstand es sich hier handelt, lautet: Bacon and eggs. Jeder Mensch weiß, daß das britische Inselvolk neben den schmackhaften Roastbeefs ein Gericht bevorzugt, das sich aus den fetten Schenkeln unseres Borstenviehs und den beliebten ovalen und in regelmäßigen Abständen von den Hühnern hervorgebrachten Produkten zusammensetzt und unter der Bezeichnung »Schinken und Ei« zum Frühstück und auch

sonst verspeist wird. Sei es nun, daß die Irländer während der sieben Jahrhunderte englischer Herrschaft trotz ihres wütenden Hasses dagegen sich englischen Sitten doch nicht so ganz zu entziehen vermochten, sei es, daß der verschwenderische Reichtum an Schweinen und Hühnern in Irland ihnen geradezu dieses Nationalgericht aufdrängte: Hier gibt es »bacon and eggs« zum Lunch, zum Dinner, zum Breakfast. Es ist die Substanz der gastronomischen Atmosphäre, das A und O aller Bewirtung, der Morgengruß, der Mittagsgruß, der Abendgruß. Nachdem wir fünfmal hintereinander »bacon and eggs« bekommen haben, denke ich, wir wären das Opfer einer jener merkwürdigen Erscheinungen, die man, wenn man gebildet ist, mit der Duplizität der Ereignisse bezeichnet. Meine anfangs mit Erstaunen, dann in Form von Beschwerden vorgebrachten Beanstandungen zauberten auf die Züge Herrn Cremers nur ein lächelndes Verwundern. Schließlich erinnere ich mich jenes Gerichtes — wozu ist man schließlich in Irland —, das bei uns brave Hausfrauen unter dem Namen »Irish stew« zubereiten, und das ich deswegen als etwas unverfälscht Irisches betrachte, auf das ich hier Anspruch habe. Ich verlange es stürmisch, aber es stellt sich heraus, das »Irish stews« in Irland in ähnlicher Weise vorhanden sind wie echte Skarabäen in Ägypten, Feuer in Feuerland oder »Times«-Leser in London: nämlich so gut wie gar nicht.

Indessen: die unerschöpfliche Vielfalt des Landes tröstet über die Einfalt seiner Nahrung.

Auf stets bestgepflegten Chausseen geht der Weg in bunter Abwechslung durch das irische Land: an traumverhangenem Luchs vorbei, an Flüssen, über Weidegründe, zur Seite immer jene irischen Steinhecken, über die man nicht hinwegzusehen vermag, und die das Geheimnisvolle der Insel nur erhöhen, durch kleine Landstädtchen und Dörfer, und immer einmal zwischendurch: das Meer. Manchmal rauscht es am breiten Sandstrand auf wie im lieblichen Rosslare, manchmal schäumt es unten tief zu Füßen wie bei den Cliffs von Tramore. Manchmal auch wird ein Abstecher gemacht zu einem der reichen Sitze wohlhabender, außerordentlich wohlhabender Lords, etwa zu Johnstown Castle mit seinem weiten Park, voll von herrlichen alten Bäumen, verträumten Wegen und romantischen Aussichtspunkten. Und immer wieder allenthalben die Hunderte von Ruinen, die so sehr mit der irischen Landschaft verbunden sind. Denn in Irland verbleiben verlassene Häuser — und

wie viele wurden im Laufe der Jahrhunderte verlassen — in ihrem Zustande, in den seltensten Fällen rührt sich eine Hand für sie. Man gibt mir abwechselnd zwei Gründe hierfür an: Man ließ sie stehen zu Zeugen und Anklägern gegen die englischen Landlords, die oft ganze Familien und halbe Städtchen durch die rücksichtslose Eintreibung der Pacht ruinierten. In diesem Zusammenhange sei übrigens erwähnt, daß das Wort Boykott aus Irland stammt, und zwar aus dem neunzehnten Jahrhundert in Verbindung mit Maßnahmen der Iren gegen einen Captain Boycott, der Prozesse gegen die Pächter des Lord Pernes angestrengt hatte. Teilweise aber spielt bei den Ruinen auch der irische Aberglaube eine Rolle, der die umgehenden Geister der früheren Bewohner fürchtet.

Vom kleinen Städtchen Dungarven aus suchen wir unseren Weg hinauf ins Gebirge zum Mount Mellary, dem »Kloster der schweigenden Mönche«. Es ist der Zisterzienserorden von La Trappe, der nach seiner Auflösung durch die französische Nationalversammlung von 1790 vierzig Jahre später unter Father Ryan hier eine Niederlassung gründete und jetzt etwa zweihundert Mönche hat. Augenblicklich wird gerade eine neue große Kirche im Kloster gebaut, und zwar, wie auffällt, in irischem Konservatismus völlig im Baustil und auch in der Bautechnik des zwölften Jahrhunderts. Einige der weiß gekleideten Mönche, die Sprecherlaubnis erhalten haben, nehmen uns in der gastfreundlichsten Weise am Eingang in Empfang. Niemand, der an diese Tür pocht, wird nach Namen, Herkunft oder Ziel gefragt. Jedermann kann ebensogut über eine Mahlzeit, wie einen Tag, wie aber auch Wochen hierbleiben und wohnen, von niemandem wird, auch indirekt nicht, die geringste Bezahlung verlangt. Das durchaus nicht arme Kloster lebt von einer höchst modern organisierten Landwirtschaft, in den Ställen steht allerbestes Vieh und elektrische Melkapparate. Überall, in den zahlreichen Kreuzgängen, wo die im Brevier lesenden Väter auf und ab wandeln, in der Bäckerei, in der Bibliothek, im Refektorium, herrscht ein unendliches Schweigen, ewiges Schweigen auch in dem riesigen gemeinsamen Schlafsaal, in dem dicht an dicht, nur durch eine dünne Bretterwand getrennt oder einen kleinen Vorhang, die Brüder ruhen. Das hier eisern beobachtete Verbot des Photographierens kann ich dennoch ein paarmal unauffällig übertreten. Es ist einer der Fälle, wo ich in Konflikt zwischen der natürlichen

Scheu gerate, die man der religiösen Atmosphäre jeden Bekenntnisses entgegenbringt, und dem journalistischen Ehrgeiz, der einen leider so oft in die Lage bringt, Unerlaubtes zu tun. Ich gestehe, daß der Triumph manchmal größer ist als das schlechte Gewissen; hartnäckiger Ausdauer gelingt es, einige der in ihrer langen Andacht-versunkenen Väter in meine Kamera zu bekommen . . .

Während vier Tage bleiben wir in Cork, der zweitgrößten Stadt Irlands und wohl einer seiner schönsten. Cork hat eine breite Hauptstraße mit guten Geschäften und Hotels, denn in der Hafenvorstadt, im Mündungsgebiet des River Lee, in Cobh, legen größte Schiffe aus Übersee an. Von diesem idealen Hafen segelte übrigens seinerzeit William Penn nach Amerika und gründete Pennsylvanien. Am lieblichen River entlang, unter riesenhohen Bäumen, an alten normannischen Kastellen vorbei fahren wir ein paarmal nach Cobh mit seiner hoch auf einem Hügel erbauten Kathedrale. Am Kai liegt ein kleiner deutscher Bergungsdampfer, der, ausgestattet mit einer ersten Funkanlage, Tag und Nacht unter Dampf liegt und auf »Kundschaft« lauert. Einen Abend hindurch bleiben wir bei dem jungen Kapitän, einem fixen Hamburger Jungen, bei Tee und guter deutscher Wurst, in einer Wolke von Tabak, und lassen uns was erzählen von dem anstrengenden und aufregenden Leben da draußen, von Bergungsprämien und Seegerichtsentscheidungen . . .

Die beiden Berühmtheiten Corks sind die »Bells of Shandon«, die acht Glocken der St. Ann's Church, die zu jeder Stunde ihre Weisen ertönen lassen, — »sie werden aber auch sonst jederzeit auf Verlangen geläutet«, sagt der Führer — und das Blarney Castle. Blarney liegt fünf Meilen nordwestlich von Cork und birgt oben auf seiner sechzig Meter hohen Zinne den berühmten Blarneystein, den man der Sage nach küssen muß, um unweigerlich die Gabe der Beredsamkeit zu erlangen, und zwar zu den verschiedensten Zwecken:

There is a stone there  
That whoever kisses,  
Oh, he never misses  
To grow eloquent.

'tis he may clamber  
To a ladys chamber  
Or become a member  
Of Parliament.

Da ich weder beabsichtige ein Parlamentsmitglied zu werden noch zur Zeit darauf erpicht bin, »das Zimmer einer Dame zu erklimmen«, und zudem die ganze Zeremonie insofern etwas halsbrecherisch ist, als man sich dabei an den Beinen von anderen festhalten muß, verwende ich den auf die Besichtigung erlegten Schilling lieber nur auf das Bestaunen als die Benutzung dieser großartigen Einrichtung. »He blarneys« ist übrigens in englischen Ländern ein Ausdruck für jemanden, der von der Gabe des Sprechens einen allzu reichlichen Gebrauch macht.

Die Landschaft Cork hat das Vorrecht, als einzige in Irland eine Art Volkstracht der Frauen aufzuweisen. In Kinsale, in Bandon und Klonakilty, westlich der Stadt Cork bekomme ich die »Cloaks« zu Gesicht, große weite schwarze Pelerinen mit grotesken malerischen Kapuzen. Sie sind aus dem dauerhaftesten aller dauerhaften irischen Stoffe gefertigt und vererben sich Jahrhunderte hindurch in den Familien, jedoch nur immer von der Mutter auf die älteste Tochter. Eine Photojagd auf die Cloak-Besitzerinnen wird mit dem üblichen Teils-teils-Erfolge veranstaltet. Es ist hier wie so oft: die man will, die kriegt man nicht, und die man kriegt, — die will man nicht . . .

Weiter geht es, in Erins südwestlichsten, seinen berühmtesten Teil: nach Bantry, Glengariff, in das Seengebiet von Killarney. Hier ist das irischste Irland, sein lieblichster Teil, sein versponnenster. Die Nähe des Golfstromes hat eine geradezu tropische Vegetation hervorgezaubert. Noch leuchtender, noch üppiger ist hier das Grün, noch sonnengleißender das Gelb des Ginsters. Sechs und sieben Meter hohe Büsche farbenprächtiger Rhododendren und herrlicher Fuchsien, Farne, Palmen und Bambus lassen vergessen, daß wir uns in einem nördlichen Lande befinden. Meere von Efeu umspielen hier Sträucher und Bäume, die sich nur mit Mühe des alles umspinnenden »Unkrauts« erwehren können.

Das Motorboot bringt uns an einem Spätnachmittag — aber das ist hier im Westen seiner Stimmung nach gegen acht Uhr abends — hinaus in die Bantry Bay, mit zauberhaften Blicken auf die Cahah-Mountains, mit einem Besuch der ganz in italienischer Gartenkunst angelegten Insel, inmitten der Bucht und dem »Whisky-Island«, einem alten Verbindungsort französischer Schnapsschmuggler.

Von Glengariff aus, unter immer neuen Ausblicken in dieses tropische Paradies, hinunter in die Welt der sich ins Land hineinfressenden Fjorde, steigen wir auf steile Berge, um über Kenmare wieder auf Zickzackwegen endgültig ins Seengebiet von Killarney hinabzukommen.

Dieser Teil von Irland hat mit seinen nackten Berghängen, seiner ständigen Ausschau auf die zerrissene, in Hunderte von Vorinselchen aufgespaltene Küstenszenerie, den hier stufenförmig gelagerten Steinhürden, dem azurnen Dom des Himmels, von dem in weicher Luft erst abends gegen elf Uhr die Sonne Abschied nimmt, eine so ganz außerordentliche Ähnlichkeit mit vielen Stellen in Griechenland, etwa in Delphi, daß ich mich wundere, wie alle die Reisenden, die ich befragte, und die hier entweder mit dem Herzen oder dem Kopf gereist sind, es nicht haben bemerken können. Wahrscheinlich deshalb, weil es so wenige Menschen gibt, die mit dem Herzen und dem Kopf zu gleicher Zeit zu reisen vermögen . . .

Und dann schwenkt plötzlich die Chaussee nach rechts ein, und ein Wegweiser verkündet »Killarney« . . . Ab und zu an den Wegen sieht man hier die »Homespunweber« an ihren Webstühlen vor ihren Häusern und Verkaufsstellen sitzen und die berühmten irischen handgewebten Decken mit leuchtenden Farben und lustigen Karrees herstellen und feilhalten . . .

Jetzt sieht man tief ins Tal von Killarney hinab, es ist der lieblichsten und zartesten eines: eingebettet in sanft verhangene Berge, schlängelt silbern die vielfach zerrissene Kette der Seen dahin, um sich ganz hinten endgültig im Dunst zu verlieren. Langsam schlängelt sich auch unser Wagen hinab. Immer wieder halten wir stumm an und lassen die Augen satt werden in dieser Traumwelt . . .

Kurz vor Killarney öffnet sich die schmiedeeiserne Pforte zu einem riesenhaften Park, voll von uralten Bäumen verschiedenster Himmelsstriche — darunter die starkfleischigen »Affenschwanzpalmen« — mit herrlichen Durchblicken und Wanderungen am Ufer der Seen, mit Wiesen und Matten, friedlich grasenden Pferden. Inmitten der abgeschiedenen Welt liegt die Ruine der Muckroß-Abbey, einer Franziskanergründung von 1440. Auch sie trägt die Spuren der Vergangenheit: umgestürzte Kreuze, beraubte Altäre und Gräber . . .

O Erin! Die Träne und das Lächeln in deinen Augen . . .!

Wie oft mußte ich noch an die Worte Thomas Moores denken, als wir in neunstündiger Fahrt vom einen Ende der Insel an das andere zurückfuhren, nach Dublin, nach »Baile Athal Cliath«!

#### 4. INTERMEZZO EROICO: ARAN ISLANDS

Es hätte nicht der Seligpreisung im amüsanten Buche eines ungarischen Kollegen bedurft, um mir den Besuch der Inseln, die er »die Inseln ohne Sünde« nannte, als unerläßlich erscheinen zu lassen: der Aran Islands. Unauslöschlich hatten sich die Bilder eines herrlichen Films meinem geistigen Auge eingeprägt, den der Ire Robert Flaherty vor Jahren über jene eigenartige Inselwelt geschaffen hat: *The Men of Aran*.

Man sieht in diesem Film über eine Stunde: Landschaft, Menschen, Schicksale. Indessen nicht nach dem Wunsch und Hirn eines jener publikumsicheren Filmväter, über deren große Produktionsgemeinschaft und -Vaterschaft man immer wieder aufs neue erstaunt. Ein einziger Mann und Künstler schuf hier zusammen mit den Menschen seiner Inselheimat zwanglos, locker, ohne eine ausgesprochene »Handlung«, eine einzigartige Ballade heroischen Menschentums. Man sieht das Meer, — aber es ist nicht das vom Meter abgeschnittene Staffage Meer, das sie uns auftischen, wenn es ordentlich wild und ungemütlich zugehen soll. Es ist das Meer, das großmächtige, heilige, das wir lieben und von dem wir sagen, daß es Schicksal sei und Erfüllung in ihm und Sehnsucht zugleich. Klippen sehen wir und den Schrei von Meervögeln hören wir, — aber sie kommen nicht vom Dekorateur oder aus der Synchronisationsanstalt. Menschen sehen wir, die inmitten dieses Meeres leben, auf diesen Klippen, wortkarge, eisenharte, die ein Brot essen, das einem Boden entstammt, den sie

erst mühsam sammeln, den sie durch jahrhundertlanges Zertrümmern erst zu Boden machen mußten, um ihm ihr Gemüse und die Kartoffeln anzuvertrauen. Menschen sehen wir, von denen uns nicht erst gesagt zu werden braucht: seht, jetzt machen wir das so und so, und darum ist jetzt die Heldin glücklich oder traurig. Menschen sehen wir, die weiter keine Reden und Dialoge haben, die weiter nichts als da sind und leben; sie leben und leiden und lachen und feiern wie vernünftige Menschen leben, lachen und feiern: ohne Theater. Und eine Frau sehen wir, und wir können sie niemals mehr vergessen: wie sie zusammen mit dem halbwüchsigen Sohn und den Männern eines der stets mit drei oder vier Mann besetzten Aran-»Corraghs« an die sturmumtobte Küste heranbugsieren hilft. Wir sehen ihre Haare flattern in den brüllenden Elementen, wir sehen sie hinauswaten zwischen haushohen Klippen wie einen Mann, wir sehen sie zwischen Riesenbrandungen zermalmt werden, wieder auftauchen, tanzend und getragen auf ihren großen, schweren, schwarzen Aran-Frauenröcken. Wir sehen keinen eigentlichen »Schluß«, sondern nur ein verlorengegangenes Boot, wir sehen die Insel, wir sehen ein paar armselige Hütten. Und wieder, noch einmal wie im Anfang, hören wir das Brausen der See, und in ihm ist sie noch einmal: die Stimme des Schicksals.

*Sinfonia eroica . . .*

Das Kupee des Zuges, den ich in Dublin bestiegen habe, um in vier Stunden nach dem Seestädtchen Galway zu kommen, hat einer nach dem andern verlassen: in allen den kleinen irischen Landstädtchen, in Mullinger, dessen Kathedrale einen Altar ganz aus grünem Connemara-Marmor enthält, in Éires Radiostation Athlone. Seit einer Stunde bin ich im Gespräch mit einem großmassigen, aber nichtsdestoweniger recht gewandten irischen Priester. Die Etiketten der vielen und umfangreichen Gepäckstücke, auf die ich bis dahin verstohlen hinaufgeschickt hatte, verraten den Weitgereisten: Washington, Kolorado, Idaho, La France, das berühmte Lourdes . . . Wir fragen nach dem Woher und Wohin. Father Patrick kehrt nach zwanzig Jahren aus den Vereinigten Staaten heim nach Irland, heim nach seiner Vater-

stadt Galway. Vieles ist gut auf dieser Welt, stellen wir gemeinsam fest. Vieles ist weniger gut auf dieser Welt, ohne Frage. Ach, und wie vieles ist doch so gar nicht gut noch immer in Irland, meint Father Patrick. Dies nicht und jenes nicht. Die vielen Steuern, und das mit den neuen Ministern. Es ist eben nicht mehr das alte, das gute Irland, die guten alten Zeiten.

Aber es ist doch noch das gute, alte Irland. Denn als die ersten Häuser kommen und ich den Heimgekehrten frage, ob dies Galway sei, tritt er nur wortlos an das Fenster und schaut hinaus, lange, lange . . . Und als er sich nach einer Minute wieder langsam herumwendet, sind seine Augen naß geworden, als er im Tonfall seiner irischen Aussprache sagt:

»O yes . . . , Sir . . . that . . . is . . . Galway.«

Warmer Friede liegt über der abendlichen Stadt, aus der mich morgen in aller Frühe das Boot hinüberbringen wird zu den Arans.

Die Sehenswürdigkeiten in Galway sind bald besichtigt: das Gälische Theater, das leider heute seine Pforte nicht geöffnet hält. Vorgestern noch spielte man — »Charleys Tante«. Schade, daß man den alten Schlager nicht auch einmal auf Gälisch hören kann! Dann noch schnell einen Sprung hinüber zum »Lynch-Castle«. Wenige dürften wissen, daß die Bezeichnung »lynchen« ihren Ursprung in Irland und hier in Galway nahm. Eine Inschrift über einem stehengelassenen steinernen Türrahmen verkündet, daß hier der »Obermagistratsrat James Lynch FitzStephen, im Jahre 1493 zum Bürgermeister gewählt, seinen eigenen schuldigen Sohn Walter verurteilt und an dieser Stelle eigenhändig hingerichtet« habe. Nicht weit davon befinden sich übrigens noch Überreste einer Kapelle, in der Christoph Columbus vor seiner großen Entdeckungsreise gebetet haben soll, — verbürgt daran ist nur, daß sich allerdings ein aus Galway gebürtiger Matrose in seiner Mannschaft befunden hat.

Um sechs Uhr morgens geht das Boot hinüber. Um halb sechs, nachdem ich von dem verschlafenen Nachtportier mein »Bacon and eggs« serviert bekommen habe, stehen noch schwarze Wolkenberge am Himmel, aus denen es unausgesetzt herunterströmt. Eine Stimmung ist in der Luft à la »Fliegender Holländer«. Aber als der »Dun Aengus« herauschaukelt aus der Galway Bay, hinaus ins Meer zu seiner sechsstündigen Fahrt nach den

Aran-Inseln Inishmore, Inishmaan, Inisheer, die ganz in der Ferne wie drei graue dünne Stahlplättchen schwimmen, ist die gute alte irische Sonne wieder da, die strahlt und wärmt.

Inisheer, die kleinste der Inseln.

Kaum hat der Steamer in der Bucht seinen Halteplatz gefunden, kommen sie herangerudert in ihren »Corraghs«, die so lange am Ufer gewartet haben: leichte Boote, so wie sie schon vor Tausenden gebaut sein mochten. Auf einem der Boote schaukelt waghalsig eine eiserne Bettstelle. An ihrem Boden liegt die Fracht, die wir laden sollen: Post, Pakete und — Schweine. An den Füßen gebunden wird die wertvolle Last bei uns emporgehiebt, und unter herzbrechendem Gequieke rast eines der Tiere nach dem andern durch den engen Gang zum Viehverdeck.

Nach einer Stunde, auf Inishmaan, wird die Sache noch etwas interessanter. Denn die Viehverladung ist einzigartig auf den Arans. Da die beiden kleineren Inseln zu arm sind, um sich einen regulären Hafen oder einen Kai zu leisten, wird das Rindvieh, an allen Vieren und an der Schnauze gefesselt, vom flachen Ufer aus zunächst ins Wasser getrieben, der Kopf vom letzten Mann im Corragh festgehalten, und dann heißt es eben: die hundert oder zweihundert Meter im eiskalten Wasser bis zum Schiff schwimmen! Die Männer von Aran haben eine fast ererbte Routine in dieser Art von Transport, und alles vollzieht sich — dank ihren stahlharten Muskeln und den Fischerfäusten, unvorstellbar hoher Handschuhnummern — fast reibungslos.

Gegen zwölf Uhr, im hohen Mittag, kommen die kleinen Häuschen von Kilronan in Sicht, der »capital« auf Inishmore, der größten der Inseln. Am Kai steht halb Kilronan, um Passagier und Ladung des Schiffes, das nur zweimal in der Woche kommt, in Empfang zu nehmen, eingehend zu kritisieren und auf den kleinen, flinken, zweirädrigen Karren ihren Bestimmungsorten zuzuführen. Unter den Wartenden steht ein Hüne von einem Menschen, weißhaarig, zuweilen sich mit ein paar gravitatischen Schritten abwendend von der gaffenden Menge. Die Peitsche läßt er ab und zu durch die Luft sausen, und hinter ihm wartet tatsächlich dieser Schimmel, den ich von Bildern her erkenne, die »Silbermähne«. Ja, er ist es: Pat Mullen, der Fischerdichter von Aran, Dichter, Abenteurer, Transporteur, Fremdenführer . . .

Nachdem wir uns mit ein paar Worten übereinander verständigt haben, gehen wir zu »Silbermähne«. Und dann sage ich:

»Sie sind Pat Mullen?«

»Hallo«, sagt Pat und ist denn doch etwas erstaunt, und dann mit Würde:

»Yes, Sir . . . Himself!«

So hat vor ihm nur Lear auf der Heide gesprochen, als Gloster ihn fragt, ob er der König sei, und er antwortet: »Ay, — every inch a king!«

Und ich sage zu diesem sechsundsiebzig Zoll langen König:

»Mein Name ist Soundso. Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Pat Mullen. Und ich soll Sie grüßen von dem und dem.«

Und Pat lacht über das ganze Gesicht und schüttelt mir die Hand. Und die Sache ist allright. Und Pat schnalzt mit der Zunge; »Silbermähne« — die eigentlich, nachdem sie in die Jahre gekommen ist, gar nicht mehr Silbermähne heißt, sondern »Weary« — »Schwierig« — zieht an und trabt um den kleinen Hafen herum und bringt mich und mein Gepäck erst einmal zu Mrs. Ganley, »Ganley's Hotel«. Man ist gut aufgehoben auf den Arans bei Mrs. Ganley, jeder sollte dort wohnen.

Und Pat beherrscht die Stunde, oder vielmehr die drei Tage, die ich auf Inishmore bin. Pat lädt mich zu sich ein und zeigt mir sein neues Haus und nimmt mit mir einen »drink«, guten, alten, irischen Whisky, der sich übrigens überall in Irland nicht Whisky schreibt, sondern Whiskey. Man protestiert hier in Irland gegen England eben überall so gut wie man kann. In Pats weißgekalktem, sauberem Arbeitszimmer stehen lange Reihen von Büchern, fremde sowohl wie auch eigengeschriebene, zwanzig angefangene und hundert Entwürfe, von denen das Wesentliche, wie Pat sagt, vorläufig nur in seiner »imagination« ist. Pats Bücher haben begonnen, auch in Deutschland zu erscheinen, und wir tauschen — Autoren unter sich — unsere Bücher aus mit fulminanten Widmungen.

Und Pat macht überhaupt alles. Pat bringt mich zu seinem Vater, dem Uralten, der draußen am Strande seinen »Kelp« brennt, getrockneten Seetang, aus dessen Schlacken man Jod gewinnt. Da steht er, der Neunzigjährige, der offiziell »König von Aran« heißt, und

brennt seinen Kelp, die Knie zittern schon ein wenig durch seine etwas mitgenommenen Hosen. Aber aus diesen leuchtenden, stechenden Augen schießt noch immer das helle, lustige, lebenskräftige Rebellenfeuer der Iren, als er mit seinem Stock aufstampft, den speckigen Hut schwenkt und mir entgegenschreit:

»Welcome, Sir, on Inishmore! Welcome in my Kingdom!«

Und Pat nimmt mich die drei Tage mit »Silbermähne« in jeden kleinen Winkel des »Königreiches« seiner Insel. An der Nordküste entlang, an einem berausenden irischen Sommertag mit herrlichen Wolken über der See, traben wir vorbei an allen den kleinen weißen Aran-Häuschen mit ihren großen langen Steinumzäunungen. Drüben liegen, halb verschleiert, die lieblichen Bergesketten von Connemara. Durch Oghilt hindurch rattert das Wägelchen nach Portmurry, wo »Meggy« wohnt, die Hauptdarstellerin aus dem »Men of Aran«, über Onaght bis nach den Rock- und Brannock-Islands, dem westlichsten Punkt, wo der Leuchtturm steht und der Atlantik aufschäumt mit haushohem Gewoge und Löwengebrüll. Pat macht mit mir die beschwerliche Wanderung zum »Dun Aengus« hinauf, einer der erstaunlichsten Festungen der Vorzeit in Europa, hoch oben auf dem Scheitel der hundertzwanzig Meter hohen Cliffs von Aran. Von dieser Höhe werfen die Araner ihre Angel hinab und bekommen ihre schönsten und schwersten Fische aus der See. Vor der halben Rundburg, deren freie Seite durch das Cliff gebildet wird, liegen die Vorbefestigungen, die in ihren grotesken und zweckmäßigen Formen aussehen wie moderne Tanksperrlinien. Und Pat stellt sich — daß das Blut erstarrt — an die waghalsigsten Felsvorsprünge, um mir möglichst »romantische« Aufnahmen zu geben.

Aber auch in sein Inneres läßt mich Pat sehen, und manchmal kommt es mir dabei vor, als stünde ich hier auf Aran, auf dieser weltfernen Insel, zusammen mit einem alten Iren vor zweitausend Jahren.

Pat kann kein Wort Deutsch. Aber Deutschland liebt er. »Hitler is right«, sagt Pat Mullen, »quite right.« Und er legt mir so etwas wie seine eigene Weltanschauung dar.

»Look!«, sagt Pat, als wir auf den Riesenstufen vom Dun Aengus sitzen und an die alten Druiden denken und die Geschlechter, die hier diese Zyklopenmauern türmten. »Look,

— damals waren das alles noch kräftige Burschen. Heute, wo sie die Kirche haben und all das, machen sie so etwas nicht mehr. Da schlottern sie in den Knien und verdrehen die Augen vor etwas, was gar nicht hier ist und was ich nicht sehe, auch wenn ich nur immerzu denke und gucke und gucke. Die da mit dem Dun Aengus sahen auch nur die Felsen hier von Aran und ihre Fäuste und befanden sich wohl dabei. Ausgezeichnet wohl.«

Und Pat, dieser alte Heide, hat sich erhoben und die Hände gefaltet und tut sehr demütig und schlottert mit seinen langen Beinen in den weiten Hosen hin und her, daß es eine Art hat. Es ist einfach großartig.

»Well«, sagt er, »look here: Du bist ein Mann. Well. Ich bin ein Mann. Well. Wenn es dir schlecht geht oder wenn es mir schlecht geht, dann werden wir| jeder zum| andern sagen: come on, alter Junge, werden wir sagen, wir wollen uns helfen. That's enough!«

Bei solchen Reden wie die von Pat Mullen kann ich mir nicht helfen: Aber dabei denke ich mir immer das Irentum und seinen Glauben, dem es schließlich doch nicht wenig verdankt, als einen Pudding, einen guten alten schmackhaften Plumpudding mit seinen unzähligen Zutaten und seiner langen und sorgfältigen Zubereitung. Der Laie ahnt gar nicht, was zu solch einem Plumpudding alles gehört, wie mir zuverlässige Plumpuddingexperten versicherten, nicht weniger als folgendes: Mehl, geriebene Semmeln, Rindertalg, brauner Zucker, Rosinen, Korinthen, Sultaninen, Eier, Mandeln, Milch, Butter, Nüsse, geschabte Zitrone, Apfelsinenmark, Nelken, Muskatblüte, Zimt, Rum, Kognak und gutes altes Ale. Der irische Pudding enthält seiner Vielseitigkeit nach mindestens ebenso viele und entgegengesetzte Bestandteile. Die Puddingmasse wird bekanntlich von wackeren Hausfrauen täglich aufs neue, während eines dreiviertel Jahres durchgeknetet und aufgeköcht, bis man ihn schließlich zu Weihnachten aufessen kann. Bei solchen Reden, wie die vom alten Heiden Pat Mullen, muß ich eben an jene Teile des Puddings denken, die sich allen Bestrebungen, auch der wackersten Hausfrau, dem Durchkneten und Aufköchen durch die Jahrtausende hindurch hartnäckig entzogen haben, nun eines Tages zum Vorschein kommen und schließlich auch noch ganz gut schmecken. Es ist eben die Urmasse, der gute, alte, echte, ungeköchte, ungeknetete heidnisch-irisch-keltische Heldenpudding . . .

Und bei »Meggy« trinken wir dann immer zwischendurch unseren Tee und essen ein paar Heringe oder Makrelen. Meggy hat strohblonde Haare, die ihr immer ins Gesicht fallen und hinten in einem unwahrscheinlichen, etwas komischen Zopf auslaufen. Sie ist ein wunderbares Weib-Kind, obwohl die Züge schon hart geworden sind wie bei all diesen Fischerfrauen hier. Aber aus den meerblauen Augen strahlt eine warme Güte, — es sind die herb-süßen, erfüllt-sehnsüchtigen, wild-sanften Irenaugen. Und wir sprechen vom Film und Meggy ist ganz vergnügt, daß ich alles immer noch so genau weiß und läßt sich bereitwilligst »so« und noch einmal »so« photographieren. Was eine Ausnahme hier ist; denn seit dem Film, der immer noch als das große Ereignis in den Gedanken dieser Insulaner ist, und wohl auch schließlich für die Urheber ein nicht geringer finanzieller Erfolg war, denken alle Araner, Leute, die sie photographieren, werden grundsätzlich Millionäre. Und solche Menschen soll man nicht noch unterstützen.

Und der Film war es auch, der nach dieser verlassenem Insel die zwei Amerikanerinnen gelockt hat und ausgerechnet zu Meggy, der sie gute Dollar bezahlen. Die jüngere von ihnen ist eine »Malerin«, und im rein geweißten großen Raum hängen tatsächlich ein paar Bilder, ein wenig verunglückt, wie mir scheint und etwas kümmerlich: Aran-Häuschen und Meggy und Pats »Silbermähne« und so. Ich finde sie natürlich ganz lovely. Offengestanden bin ich ein bißchen wütend über diese Eindringlinge ins Paradies, die sich wohl uneingestandenermaßen auch ein wenig mehr langweilen, als sie sich das in Neuyork vorgestellt hatten. Denn sie stürzen sich mit großer Vehemenz auf das willkommene Opfer des Besuches, bei dem sie sich in erstaunenswerter Hartnäckigkeit immer wieder zu unterrichten wünschen: wie es wohl, please, nun um den Krieg stünde, und ob diese Insel nicht, please, wahrhaftig und wirklich ganz lovely indeed wäre, und dieser Pat Mullen ein ganz fabelhaft interessanter fellow, und ob ich, please, überhaupt schon einmal derartig viel Steine auf einmal gesehen habe wie auf Inishmore . . .

Aber bald kommt schon wieder der »Dun Aengus« an die Kaimauer von Kilronan herangeschaukelt. Und diesmal bin ich es, der unten steht und auf alle die Kisten, Schweine und Pakete aufpaßt, wie sie ausgeladen werden. An der Reling stehen ein paar smarte

Engländer in elegantem Dreß, ein wenig neugierig lächelnd und hochmütig, wie es aussieht. Sie sind sechs Stunden gefahren und werden fast ebenso lange zurück brauchen nach Galway. Und nun lassen sie sich die hundertzwanzig Minuten bis zur Abfahrt von Pat Mullen herumkutschieren, um auch einmal dagewesen zu sein.

Dann aber heult die Pfeife. Und die Taue klatschen ins Wasser, und trotz des strömenden Regens steht der lange Pat am Ufer, um ein Lebewohl zu winken. Und als das Schiff schon vierzig Meter draußen schaukelt, legt er beide Hände an den Mund und ruft mit seiner Bärenstimme:

»Leben Sie wohl, Sir! Und kommen Sie, bitte, bald wieder! Und grüßen Sie Germany!«

Was hatte er gesagt, als ich ihn fragte, ob ich nicht etwas tun könnte für ihn in Deutschland? — »Sprechen Sie bitte einmal mit meinen Verlegern, ob sie nicht ein bißchen mehr Geld herschicken könnten. Das ist hier nämlich, wissen Sie, ein hartes Leben auf Inishmore, ein verdammt hartes, Sir.«

Ich hatte gesagt, ich wüßte nicht recht. Deswegen hätte ich schon immer genug Ärger zu Hause mit meinen Leuten. Aber ich wolle schon sehen.

Und in Irland gibt es ein Wort, das lautet: What has a man but his word?

Jawohl: Was hat ein Mann außer seinem Wort?

Und darum schreibe ich hier hin, ich tue es mit gutem Gewissen: Lieber Leser, besorge dir noch heute: Pat Mullen, Die Männer von Aran. Leinenband fünf Mark fünfzig.

Sein englischer Titel ist: Heldenbrut.

Ich las es in der Kajüte des »Dun Aengus« auf der Fahrt nach Galway, Westirland.

Auf die erste Seite des Exemplars, das Pat mir gab, hatte er meinen Namen geschrieben und darunter:

» . . . für einen feinen Mann, den ich dieser Tage traf und dem ich Freundschaft halten will, bis wir beide unter dem Boden liegen und nur noch in Tir na nOge\* wandeln.

Pat Mullen.

Postskriptum: Und dann möchte ich auch noch bemerken, daß es Inishmore war, wo wir uns trafen, meine Heimat, die ich liebe.«

\* keltisch: »Land der ewigen Jugend« – eine Art irisches »Walhalla«

## 5. BACON AND EGGS

### ZWEITER TEIL

**J**nzwischen hat Mr. Cremer in Dublin die zweite große Reise ausgearbeitet und steht eines Tages strahlend mit seinem Morriswagen »Z 5574« wieder vor der Tür. Ungezählte Breakfasts, Lunches und Dinners mit »bacon and eggs« stehen mir bevor, und mit ihnen der Besuch fast aller Punkte im Westen und Norden Irlands . . .

Durch die fruchtbare Ebene des Curragh, das Dorado der irischen Pferdezucht, in dem das beste Gras für die Knochenbildung wachsen soll — neben des Königs des Curraghs, Senator Parkinsons, Gestüt befindet sich hier eine sehr bedeutende Zucht und der Rennstall Aga Khans —, fahren wir nach Cashel mit seinem berühmten dreihundert Fuß hohen Felsen, auf dem sich seit Urbeginn irische Geschichte abgespielt hat. Auf dem imposanten Felsen wurden ehemals die Könige von Munster gekrönt\*. Neben einem der Wahrzeichen Irlands, der runden Türme, erhebt sich die Kathedrale aus dem zwölften Jahrhundert mit seinem vollständig erhaltenen Steindach gigantisch in den Himmel. Von hier soll schon St. Patrick, der große Heilige Irlands, gepredigt und das erste Kreuz auf dem alten Druidenstein errichtet haben, dessen Alter unser hier immer nach Wissensdurstigen und einem Schilling ausspähender Führer in das achte Jahrhundert vor der Zeitrechnung zurückversetzt. Der Paddy erzählt uns weiter die Anekdoten um den Rock von Cashel, nach denen sich hier die

\* Die alten Königreiche Irlands: Leinster, Ulster, Munster, Connaught und Meath

Engländer zu Cromwells Zeiten mit ihren Sprengversuchen die Zähne ausgebissen haben und, als alles nichts nützte, schließlich vor Ärger einen protestantischen Bischof einsetzen, der aber so dick und so faul war, daß er die paar Stufen zum Felsen nicht hinaufsteigen wollte und darum unten in Cashel eine neue Kirche bauen ließ. Der Reisende überläßt die Nachprüfung solcher in Irland überall in Hülle und Fülle wuchernder Erzählungen den Autoritäten, er begnügt sich damit, festzustellen, daß sie, wenn wohl schon nicht wahr, so doch hübsch erfunden sind.

Über Tipperary, der heute so aussieht wie alle anderen Orte in Irland, aber durch den Schlachtgesang der Tommies vom »long way to Tipperary« eine internationale Berühmtheit erlangt hat, geht es nach Limerick. Es ist dies eine Stadt, die einerseits durch ihre großen Fabriken der Schweineverwertung berühmt ist, andererseits aber auch durch die nach ihr benannten »Limericks«, eine Art von primitiven Knüttelversen, die anspruchslosen Gemütern zur Deckung ihres Witzbedarfs dienen und die wohl am meisten unseren »Kalauern« entsprechen dürften. Das irische Schwein bildet ja bekanntlich einen Hauptfaktor in Irland — vergleiche das oben über »bacon and eggs« Gesagte — und eine landwirtschaftliche Zeitung in Deutschland hatte mich beschworen, ihr doch ja etwas über das irische Schwein mitzubringen. Indessen wird die Besichtigung einer solchen Schweinefabrik für mich eine herbe Enttäuschung insofern, als die »Abteilungen der Ausweidung« mich durch den dort herrschenden infernalischen Geruch einer Ohnmacht nahebringen, und die »Abteilungen der Speckseiten und Wurstzubereitung« von dem führenden Herrn im Zwanzig-Kilometer-Tempo zurückgelegt werden, offensichtlich in der Befürchtung, ich könne Fabrikgeheimnisse erlauschen, photographieren und weitergeben. Limerick hat indessen noch eine weitere Eigenschaft, nämlich nach einer historischen Reminiszenz zu heißen: Die Engländer hatten dort im Jahre 1692 mit den Iren einen Vertrag geschlossen und diesen einmal wieder ein bißchen gebrochen. Wonach Limerick auch »die Stadt des gebrochenen Vertrages« genannt wird. Nachdem wir zu der Brücke, auf der jener Vertrag geschlossen wurde, hinausgefahren sind und die Unzuverlässigkeit der Engländer beklagt, und auch noch das für Irland so lebenswichtige Kraftwerk über dem Shannon, ein Werk deutscher Ingenieure, in Augen-

schein genommen haben, ist mein Bedarf an Limerick gedeckt und wir verlassen, da auch Herr Cremer findet, daß er hier nun genug Creme verkauft hat, die vielseitige Stadt.

Am lieblichen Ufer der breiten Shannonmündung vorbei, wo der für Irland und den transatlantischen Verkehr bedeutsame Flughafen Foynes liegt, geht es weiter nach Westen. Wir kommen nun immer mehr in die sogenannte »Gaeltacht« hinein, jene Gebiete Irlands, wo noch das reine alte Gälisch gesprochen wird und in einzelnen Fällen die englische Sprache noch ganz unbekannt ist. Eine Anzahl prähistorischer und frühchristlicher Stätten sind hier zu finden, und meiner Hartnäckigkeit und der Gutmütigkeit des Herrn Cremer zufolge wird eine hiervon zum Besuche erkürt: das »Oratory« von Gallerus auf der Peninsula Dingle. Alle Reiseprospekte und gelehrten Menschen in Dublin wollen, daß ich unbedingt das Oratory von Gallerus auf der Peninsula Dingle besichtige, diese altchristliche Kapelle aus dem siebten Jahrhundert. Aber die Besichtigung einer so berühmten Ruine in Irland ist nicht so wie eine solche vom Heidelberger Schloß oder vom Tower in London, wo man sein Entree gegen die Kenntnisnahme ungezählter Jahreszahlen und Herrscher umtauscht und im übrigen ungeschoren bleibt. Der Trip zum Oratory dehnt sich nämlich statt der hierfür vorgesehenen Stunde auf deren sechs aus. Nachdem es uns gelungen ist, uns siebenmal zu verfahren, treiben wir schließlich in einer halbverfallenen Hütte einen Paddy auf, der, barfüßig wie er ist und gegen ein Honorar von einem Schilling pro Mann, uns über endlose Hecken, auf und um steinige Wege herum, durch matschige Moore und halbmännshohes Gras, unter Ginsterbüschen, die uns die Hosen zerreißen, — und alles das in einer tropischen Sonnenglut —, in einer Stunde schließlich zu dem berühmten Oratory schleppt. Hinter hohen Steinmauern verborgen sieht es so ähnlich aus wie etwa ein etwas zu kurz geratenes, umgestülptes, steinernes Boot. Auf einer dieser Mauern hockt ein altes Etwas, ein Mann, der uns nach eingangs ganz freundlichen, gegenseitigen Versicherungen, daß das heute ein lovely, ein marvellus, ja geradezu ein grant day indeed sei, — äußerst grob kommt. Wir seien einen »nicht erlaubten« Weg gegangen, durch die Übersteigung seiner alten Steine und das Betreten seiner »Wiesen« habe er einen unermeßlichen Schaden erlitten, er wolle »uns den Hintern versohlen« — aber er drückte sich eigentlich noch viel schrecklicher aus —,

und alles das sei lediglich nur durch ein entsprechendes Äquivalent aus der Welt zu schaffen, durch eine sofortige Barzahlung von sechs Pence für jeden. Nachdem wir uns, ganz betreten, darüber versichert haben, daß etwa bei unserer Rückkehr nicht nochmals eine ähnliche Bestrafung unseres Vorwitzes in Kraft tritt, zahlen wir unsere anderthalb Schilling, und der Mann trollt sich in großer Eile. Auf's tiefste empört, an einer so christlichen Stelle eine so unchristliche und im übrigen höchst unirische Behandlung erfahren zu haben, trösten wir uns in der Annahme, es hier mit einem Fall von »Potcheen« zu tun zu haben. Danach staunen wir wortlos das Oratory von Gallerus an, verfluchen alle Gelehrten und Reise-prospekte und keuchen in stummem Grimm unseren Weg wieder zurück.

Nach Norden geht es in die Landschaft Clare mit ihren hübschen Seebädern an der Küste. Durch freundliche irische Landschaft hindurch, immer in der Nähe des Meeres, besuchen wir die hohen Cliffs von Mohir, unmittelbar gegenüber den Arans gelegen, ihnen in ihrer ganzen heroischen Struktur verwandt. Auf vielfach geschlungenen Wegen mit grotesken Steinformationen winden wir uns am Ufer der Galwaybucht entlang und starten von dem mir inzwischen schon vertraut gewordenen Städtchen zu einem Trip nach Connemara.

Die Landschaft Connemara — die einzige in Irland ohne Eisenbahn und fast ohne Geschäfte — hat mich eigentlich mit am meisten in Irland beeindruckt, mit ihren steinigen Bergen, ihren tausend kleinen Seen, Maaren und Flüssen, ihren »Bogs«, den Torfmooren und mit all ihrer nordischen Schwermut. Es ist, als sei es hier in dieser balladenhaft anmutenden Umwelt gewesen, wo einst die alten Barden Erins ihre schweren dunklen Lieder erfanden und sie zur Harfe sangen. Große, gewaltige Fjorde schneiden hier ins irische Land hinein, in einem von ihnen, Killary Harbour, konnte einst die ganze englische Flotte Platz finden. Eingebettet wie eine Perle in diesen schwarzen großartigen Schoß, liegt die Kylemore Abbey, einstmals das Lustschloß eines englischen Textilmillionärs, jetzt der friedvolle Stammsitz eines Klosters der Benediktinerinnen . . .

Die Landschaft Donegal, in die wir nach Sligo eintreten, trägt einen völlig anderen Charakter: lieblicher und weicher werden hier wieder die Berge und Hänge. Und bald tauchen

auch schon die langgestreckten, schneeweißen, typischen Donegalhäuser auf mit ihren strohgedeckten Dächern, die dem ganzen Landschaftsbilde hier einen so besonders friedlichen und abseitigen Charakter verleihen.

In Donegal wird nun ausnahmsweise keine Creme verkauft, und so lenkt Mr. Cremer in rührender Geduld und Ausdauer unseren »Z 5574« durch die verschlungensten Pfade und über die unmöglichsten Felsklippen hinweg, um nur noch meinen vielfachen Wünschen und Aufgaben gerecht zu werden. Denn für Donegal hatte ich mir nicht nur vorgenommen, einmal einen Einblick zu tun in die Tätigkeit der gälischen Sprachbewegung, sondern ich wollte unbedingt auch den im allgemeinen wenig bekannten »Heimwehstein« am Gartensee besuchen, und dann noch einen Sprung nach Nordirland machen.

Die Sammlung altirischen Erzähler-, Spruch- und Liedergutes liegt in den Händen der »Folklore Commission« in Dublin und ihres Leiters Professor Seamus O'Duileargas. Bei meinem Besuch des Instituts hatte ich die riesenhaften Regale angestaunt, die in sauber gebundenen Büchern alles bisher bei Schülern, Lehrern und von den »Collectors«, hauptberuflichen Verbindungsmännern der Kommission in der »Gaeltacht«, Gesammelte enthalten.

Die Sichtung des seit der Gründung des Instituts 1930 bisher gesammelten Materials dürfte noch viele Jahrzehnte in Anspruch nehmen. Immer noch kommen täglich neue Schätze hinzu, und es dürfte kaum zweifelhaft sein, daß wir aus dieser Arbeit noch Überraschungen erleben werden. Die Collectors — augenblicklich sind es acht — sind genaue Kenner ihres engeren Distrikts und haben den engsten persönlichen Kontakt mit den alten Leuten, die ihnen ihre seit Generationen von Mund zu Mund vererbten Geschichten erzählen. Diese werden teilweise schriftlich, teilweise aber mit dem Diktaphon aufgenommen und zur eingehenden Prüfung und Bewahrung nach Dublin geschickt. Man erinnert sich dabei, welch unschätzbar wertvolles deutsches Kulturgut seinerzeit auf mündlichem Wege durch die Frau Viehmann unseren Brüdern Grimm überliefert wurde.

Man hatte mir in Dublin ein Empfehlungsschreiben an einen dieser Collectors mit auf den Weg gegeben, leider versehentlich in der Hitze des Gefechtes auch der Anschrift nach

in der gälischen Sprache. Wie ich unumwunden gestehe, sind die Kenntnisse dieses mehr als schwierigen Idioms bei mir gleich Null, und so hatte es denn einige Zeit gedauert, bis wir herausbekommen hatten, daß es sich um einen Mr. Sean O'Coicud in Cruaclann handelte, der uns in unserem Forscherdrang an die Hand gehen sollte.

In dem kleinen Dörfchen Cresslough, das wir nach vielen Mühsalen endlich erreichen, erweist es sich, daß Mr. Sean O'Coicud gerade viele Meilen von uns entfernt »auf Tour« ist. Indessen erscheint alsbald der Polizeigewaltige von Cresslough, ein großer, starker, gutmütiger Ire mit einem Raubtiergebiß, der sofort, nachdem er die Sachlage und die Bedeutung eines solchen Besuches für ganz Cresslough weitsichtig genug erkannt hat, Feuer und Flamme ist, und verspricht, Mr. O'Coicud auf dem schnellsten Wege herbeizuzitieren, was allerdings unter den hiesigen Verhältnissen drei Tage dauert. Wir quartieren uns daher solange in Port na Blagh ein, einem kleinen romantischen Platz und Hotel, von dessen Fenstern man einen wundervollen Blick auf die Klippen und die See hat. Der wohl nur in Irland möglichen, geradezu besessenen Hilfsbereitschaft des Mr. O'Coicud verdanke ich die Kenntnis dieses von allem übrigen so abgeschiedenen Irlands und den Kontakt mit seinen wundervollen Bewohnern. Diese Menschen, die in den meisten Fällen wirklich nichts weiter besitzen als ein Fischerboot, ein paar primitive Acker- und Hausgeräte, ihren Webstuhl, auf dem die Kleidung und Wäsche der Familie entsteht, und einige Schweine, Hühner oder eine Kuh, geben mir einmal wieder den Beweis, daß man wenig zu haben braucht, um, mit einem tapferen Herzen, der Welt zu trotzen und guter Dinge zu sein. Denn trotz manchmal wirklich erbarmungswürdiger Verhältnisse sind sie das hier doch allezeit. Und aus all diesen Augen strahlt immer die trotzigte Kraft, aber immer auch daneben die Güte und jene irische Lust, alles doch letzten Endes nicht allzu ernst zu nehmen.

Mit anfangs ähnlichen Schwierigkeiten und schließlicher Befriedigung vollzieht sich meine Suche nach dem »Heimwehstein«, jenem Geburtsstein des Heiligen Columban, der jeden gegen das Heimweh nach Erin schützen soll, wenn er eine Nacht vor seiner Abreise auf ihm verbringt. Auch in diese unbekanntes Gegenden, in dieses Labyrinth der Hecken, Flußläufe und verschlungenen Wege verliert sich wohl selten ein Touristenwagen oder einer

der Omnibusse der Firma Thos. Cook, die auch in Irland ihre organisierten Menschenfrachten auf die »Sehenswürdigkeiten« losläßt. Abseitig, verträumt, und durch keine »Tafel« gebrochen, zufrieden in dem schönen Gedanken, den er ausspricht, liegt der Stein inmitten sanften Grüns. Vor einigen Jahren hat sich ihm ein riesiges keltisches Steinkreuz zugesellt . . .

Und doch wieder, in nicht allzu großer Entfernung hiervon, ein heroisches Irland: Malin Head, die nördlichste Spitze der Insel. Riesenhafte Klippen stoßen trotzig in den Himmel, sehen herab auf den brüllenden, schäumenden Atlantik, hinaus in den unermeßlichen Horizont, an dem in weiter Ferne die Rauchfähnchen von Dampfern schweben, — so wie dort wohl vor einem Jahrtausend die Drachenköpfe und Segel der Wikingerschiffe geschwebt haben mögen . . .

Von Bunrana aus, einem kleinen freundlichen Ort am großen Fjord des Lough Swilly, fahren wir auf einen Tag nach Ulster hinüber, nach der Stadt Londonderry, der zweitgrößten Nordirlands. Alles ist hier schon mit einem Schlag »englischer«, zweckmäßiger, die Armut in den Slums, auf die man von der alten Festung herabblickt, irgendwie grauer, — drüben war sie »irischer«.

Und wieder heimwärts. Heim ist jetzt für mich Dublin, gute Freunde, die lieben Wenzels, warten dort auf mich. Aber heimlich und vertraut ist mir unterdessen auch diese Welt hier oben in Donegal geworden.

O Irland, ich warb um dich, du hast dich mir nicht versagt . . .

»Zu Hause« finde ich einen Zettel vor:

»Sie sollen morgen zum Präsidenten kommen. Bitte rufen Sie gleich einmal an!«

## 6. AN UACHTARAN

**J**ch ging aus, einen Präsidenten zu besuchen, und siehe da: ich fand einen Menschen.

Seine offizielle Bezeichnung lautet gälisch: An Uachtaran.

Sein Name ist: Douglas Hyde.

Man sieht sein Bild vielleicht nicht so häufig wie das anderer Staatsoberhäupter in den Fenstern und Ausstellungskästen: dieses Antlitz eines heute fast Achtzigjährigen, der ehrwürdigsten eines im irischen Volke, mit den großen leuchtenden Augen aus Diamant. Und doch ist er neben de Valera der Mann, in dem sich nach außen hin das irische Volk repräsentiert. Und doch sind die Herzen allen Ireutums zu ihm gewandt. Und es sind ja nicht nur die Herzen der dreieinhalb Millionen auf der Heimatinsel, sondern die von dreißig Millionen Iren in aller Welt, die ihm gehören. Denn Irland ist größer als Irlands Insel . . .

Warm und friedlich eingebettet, inmitten der weiten Gefilde des mit irischer Geschichte schicksalhaft verbundenen Phönix-Parkes, des größten öffentlichen Parkes in Europa, in dem die alten Eichen rauschen und die Bächlein flüstern und zahme Rehe weiden, wohnt er, der Alte, der immer noch Rüstige, der sieben Sprachen fließend spricht und doch wohl keine lieber als seine eigene, die gälische, die er rettete, die er bewahrte, der seine Sorge galt und gelten wird bis zuletzt. Denn er, der Gründer der »Gälischen Liga«, der

mannhaft kämpfte und über den die Stürme irischer Freiheitskämpfe seit einem dreiviertel Jahrhundert hinweggegangen sind, ist ein großer, gütiger Mensch, ist der Verfasser inniger und traumschwerer Gedichte, ist ein Dichter. Ein Dichter und Krieger zugleich. Er ist: ein Ire.

Schon beim ersten Besuch, der einer Besprechung mit seinem Sekretär, einem der liebenswürdigsten aller Sekretäre von Präsidenten, galt, hatte die Atmosphäre dieses Heimes einen tiefen Eindruck gemacht. Man hatte mich herumgeführt im gepflegten Park, unter die haus hohen rauschenden Gipfel der Eichen, hatte mir den eigenhändig vom Präsidenten, einem großen Gartenliebhaber, gepflanzten Baum mit der gälischen Tafel gezeigt, die Arbeits- und Wohnräume mit den wertvollen Gemälden und der reichen Bibliothek. Und da mir alles so wohl gefiel, und das Wetter so schön war, und er eigentlich jetzt vor zwei Uhr nichts mehr vorhatte, hatte sich Mr. Michael McDunphy, B.L., der »Rúnai d'Uachtarán na hÉireánn« ohne Umstände und ohne Hut in seinen Wagen gesetzt und mich rasch noch einmal ein bißchen in Dublin spazierengefahren. O Irland, daß du versponnen bist und traurig sein kannst wie die Steppen Asiens, leidenschaftlich wie Spanien, verzweifelt und wild wie die Zigeuner, — freundlich und voller Scharm bleibst du dabei immer doch noch wie eine Stadt, wie Wien!

Und wahrhaft wienerisch und ungezwungen, wenn dies Wort je eine Bedeutung hatte, war denn auch der Tag des Empfanges.

Es ist ein historischer Tag. Der Präsident wird die soeben gewählte, die erste Bürgermeisterin der Welt, den Lord Mayor von Dublin, Frau Thomas Clarke, begrüßen. Vor der Säulenhalle des Palais, im Mittag des vollwarmen Sommertages, sind die Berichterstatter und Photographen versammelt. Und nun tritt er heraus, freundlich lächelnd, den, vielleicht etwas zu großen Zylinder im Nacken, Frau Clarke galant am Arme führend, hinter ihm sein persönlicher Adjutant Captain Butler und Mr. McDunphy. Bereitwilligst fügt er sich den Fragen und Wünschen der Publizisten. Und dann wendet er sich unmittelbar dem neuen Gesicht des Besuches zu, den er in bestem Deutsch und mit diesen lebhaften, unvergeßlichen, leuchtenden Augen ins Gespräch zieht, und dem er die dicksten Komplimente sagt über ein Buch, das er schrieb. Dies und jenes wünscht der Achtzigjährige noch zu wissen, am lieb-

sten würde er dieses Jahr selbst einmal zu den Eskimos fahren, aber »immer diese Sorgen hier, immer ist irgend etwas los, Sie wissen schon . . .«

Und dann verflüchtet sich der Schwarm der Journalisten. Und ich muß sagen: immer wünschte ich mir so gefügige, so bereitwillige Modelle zum Photographieren wie Douglas Hyde, den Präsidenten von Irland.

»Wir machen hier noch alles«, erklärt mir Mr. McDunphy.

Und wirklich: es wird noch alles gemacht. An Uachtaran spannt einen gut zwanzig Pfund schweren Bogen und schießt den Pfeil nach einem Ziel, dreißig Fuß weit. An Uachtaran läßt es sich nicht nehmen, das Golfgepäck selbst zu tragen und den Schläger bildgerecht in der Luft zu halten. An Uachtaran stellt sich neben einen noch nicht erblühten Baum und pflückt einen imaginären Apfel. An Uachtaran rudert mit mir eine halbe Stunde hinaus, den verträumten See entlang, in seinem schönen weiten Park. Und an Uachtaran wirft die Angel ins Wasser und angelt sich daraus etwas mit dem Kescher und plaudert von seinen Fischen und den wilden Schwänen, die auf der kleinen Seeinsel nisten und der Schar der wilden Tauben hoch oben in den Erlen.

Als wir wieder heimwärts wandern ins Palais, sitzen allenthalben im Park die Männer der Meierei und melken mit guten starken irischen Händen gute starke irische Kühe. Stripp-Strapp. Und ich sage zu an Uachtaran, daß es eigentlich ganz hübsch wäre, würde er sich einmal mit einem der braven Melker ein wenig unterhalten, als ich plötzlich gewahre, daß uns eine anderthalb Meter hohe Hürde von ihnen trennt. Aber für an Uachtaran gibt es keine großen Schwierigkeiten und Umschweife. Kaum, daß ich es mich versehe, — klettert er schon hinüber und als ich folge, macht er mich ganz kameradschaftlich und sachlich auf die beste Art des Herüberkommens aufmerksam, und warnt mich sachkundig drüben vor den tückisch im hohen Grase verborgenen Spuren des lieben Rindviehs.

Und dann endlich vor dem Eingang, als ich denke, die Stunde des Abschieds sei gekommen, faßt er mich beim Arm und sagt auf die natürlichste Art der Welt:

»So, nun essen wir aber erst einmal etwas zusammen.«

Mir ist, als sage ein guter Freund zu mir: »Jetzt wollen wir aber erst noch ein gutes Glas Bier trinken!«

Und er, der liebenswürdigste Gastgeber, an dessen Tisch ich gegessen, ist auf das eifrigste besorgt um den Stuhl, den ich wähle, um den Wein, den ich bekomme — »Sie können aber auch natürlich gern Apfelwein haben« —, er pickt mir eine besonders gute Birne aus der Obstschale heraus, und, während er sich dabei verstohlen nach dem Diener umschaute, habe ich fast das Gefühl, als wolle er sie am liebsten für mich schälen.

Einmal nur, während des heiteren friedlichen Lunchs, dessen Unterhaltung teils englisch, teils deutsch, teils auch gälisch geführt wird, kommt sie doch einmal hereingeschlichen, die ewige böse Frage, die man kennt, die man fürchtet und die doch niemals ausbleibt: »What are you thinking, — will there be war or peace?«

Und auf einen Augenblick geht ein Schatten über das gütige Gesicht des Uachtaran — aber die Augen bleiben doch immer leuchtend dabei, als er mir von seinen schweren Sorgen spricht.

Und diese Augen sehe ich noch lange vor mir, als ich heimwärts wandere, die Augen des Uachtaran, dessen Vorname klingt, als sei in ihm das weiche Moll von Erin und dessen Nachname ist wie stählerne Härte aus irischer Heldenzeit.

Ich ging aus, einen Präsidenten zu besuchen und ich unterhielt mich mit einem liebenswerten alten Herrn, einem achtzigjährigen freundlichen Vater eines großen Vaterlandes, einem, der immer bereit sein wird, über hohe Hürden zu klettern, um zu seinen Iren zu kommen, einem Greis, der bereit ist, morgen auf einem Frachtsegler nach Grönland zu fahren, und heute seinen Gästen selbst das Obst zu schälen.

Ich ging aus und besuchte einen Menschen. Und siehe da: es war der Präsident von Irland.

Er heißt: An Uachtaran.

Sein Name ist: Douglas Hyde.

## 7. EIN KAPITEL SHAW

Es ist vielleicht nützlich, sich hier mit einer Komödie zu beschäftigen, die, obwohl vor dem Weltkriege geschrieben und durch die Entwicklung in gewisser Beziehung schon historisch, aber doch zu amüsan, und, in scheinbarem Widerspruch, für das irische Problem zu beachtenswert und es geradezu erschöpfend ist, um übergangen zu werden. Es ist Bernard Shaws »John Bulls andere Insel«.

Der in mancherlei Hinsicht zum Widerspruch herausfordernde, in Deutschland viel gespielte irische Bühnenautor hat durch G. K. Chesterton eine so umfassende und geistreiche Analyse gefunden, daß wir uns hier nicht unterfangen wollen, Ähnliches zu versuchen. Dies Buch, dem das Motto voransteht: »Die meisten Leute sagen entweder, daß sie mit Bernard Shaw übereinstimmen oder daß sie ihn nicht verstehen. Ich bin der einzige Mensch, der ihn versteht und nicht mit ihm übereinstimmt« — ist der Niederschlag eines jahrelang gepflegten Verkehrs zwischen dem Schriftsteller Chesterton und dem Menschen und Schriftsteller G. B. Shaw. Aus ihm ist übrigens die persönliche Anekdote bekannt geworden: Der unendlich dicke Chesterton zu dem unendlich langen und dünnen Shaw: Wenn man Sie ansieht, Herr Shaw, dann denkt man wahrhaftig, in England herrsche die Hungersnot. Shaw zu Chesterton: Und wenn man Sie ansieht, Herr Chesterton, denkt man, Sie hätten sie verschuldet. Es ist ein Ausspruch desselben Shaw, der einmal die skurrile und zunächst paradoxe Bemerkung gemacht hat: Ich bin ein typischer Irländer; meine Familie kam aus Yorkshire.

Der heiter-ernsten Komödie »John Bulls andere Insel«\* geht — wie den meisten Shawschen Dramen — eine jener hundert Seiten langen »Einleitungen« voran, die in ihrem oberflächlichen Tiefsinn, wenn man so sagen darf, eigentlich insofern doppelt so lang sind, als man sie zweimal lesen muß, um, wie Schopenhauer sagen würde, »möglicherweise verstanden werden zu können«. Sie enthält allerdings ausnahmsweise nicht soviel Selbstanalyse wie des Autors andere Einleitungen, sondern steuert sehr bald auf das eigentliche Ziel zu: des irischen Pudels Kern an der maßlosen Unterdrückung durch die englische Soldateska zu erweisen, was dann, in typisch Shawschem Gewande, Gelegenheit gibt, gegen Militarismus und Nationalismus schlechthin zu Felde zu ziehen, und in grimmiger Satire an den Greueln von Denshawai, einem kleinen ägyptischen Dorfe im Nildelta, illustriert wird (wo eine Gesellschaft britischer Offiziere sich fortgesetzt mit dem Abschluß der Tauben der friedlichen Dorfbewohner beschäftigt hatte. Die Rebellion der armen Fellachen hatte damals mit Hängen und Auspeitschen geendet).

Im ersten der vier Akte sehen wir zwei Vertreter des Gegensatzes Englisch-Irisch, die Zivilingenieure Thomas Broadbent, den Engländer, und Laurenc Doyle, den Iren, in ihrem gemeinsamen Büro in London vor dem Aufbruch nach Irland. Der wundervoll positive, nüchtern-praktische, mit sich und der trotz ihrer Schwierigkeiten im großen und ganzen für gut befundenen Welt zufriedene Engländer Broadbent, mit einer kleinen Schwärmerei für »Romantik« au fond (soweit sie natürlich einen gewissen wirtschaftlichen Rückhalt genießt), ist auf dem Sprunge nach Irland, begierig, die Dinge dort in Form einer Grundstücksgesellschaft endlich einmal nach vorn zu treiben, und ausgestattet mit den aufrichtigsten, bei der ersten besten Gelegenheit zur Betätigung drängenden Sympathien für Irland. Denn der Engländer entpuppt sich, zu unserem Erstaunen, in ahnungsloser Scheinheiligkeit als ein erklärter »Homeruler«, als Anhänger der Partei für eine völlige Loslösung Irlands von England, — indessen natürlich nur unter englischer Leitung! Denn »unsere Führerschaft ist selbstverständlich das Wichtige dabei«, erklärt Broadbent. »Wir Engländer müssen unsere

---

\* »John Bulls andere Insel«, Komödie in vier Akten von Bernard Shaw, S. Fischer Verlag, Berlin, 1912.

Fähigkeit zu regieren, uneingeschränkt in den Dienst solcher Nationen stellen, die in dieser Hinsicht weniger glücklich veranlagt sind. Wir müssen ihnen dadurch Gelegenheit geben, sich in vollkommener Freiheit auf die Höhe englischer Selbstregierung zu erheben. Du verstehst mich?» Und der Ire Laurence Doyle, »Larry«, der die blutgeschriebene Geschichte seines Landes kennt, »versteht«. Und von Larry, den es in derselben Weise nach achtzehn Jahren nach Irland heimzieht, wie er behauptet, daß dies nicht der Fall sei, hören wir jene wilden Anklagen gegen das irische Herz, das »nichts weiter ist als seine Phantasie«, jene Phantasie, die in Irland so stark ist, »daß man sie ohne Whisky nicht ertragen kann, daß man schließlich nichts Wirkliches mehr ertragen kann. Keine Ausschweifung, die jemals einen Engländer brutal und gemein machte, kann ihm so den Wert und die Tüchtigkeit ausaugen wie diese Träume! Die Phantasie läßt den Irländer nie allein, überzeugt ihn nie, befriedigt ihn nie, aber sie ist schuld daran, daß er keiner Realität ins Auge sehen kann, noch mit ihr zu handeln, noch sie zu erobern vermag: er kann nur die Nase rümpfen über die, die das können«. Aber auf der anderen Seite entwickelt Larry seine »neue und wichtige Theorie« über den englischen Nationalcharakter als Raupe: »Wenn eine Raupe auf einen Baum kriecht, macht sie sich instinktiv einem Blatte ähnlich, so daß beide, ihre Feinde sowohl wie ihre Beute, sie für solch ein Blatt halten können und es nicht der Mühe wert finden, sich darum zu beunruhigen. Die Welt ist so voll Dummköpfen, wie ein Baum voller Blätter ist. Der Engländer macht es wie die Raupe. Instinktiv gibt er sich das Aussehen eines Dummkopfes und frißt alle wirklichen Dummköpfe nach Gefallen auf, während seine Feinde ihn in Frieden lassen, ihn verlachen und für einen Dummkopf wie die übrigen halten.« Und diese beiden verschiedenen Menschen, dieser »Irländer, der so töricht in seiner Klugheit ist, und der Engländer, der so klug in seiner Torheit ist«, packen nun Gummimantel samt Revolver und ihrem köstlichen Diener Hodson zusammen und fahren auf die Grüne Insel.

Und sie ist der Schauplatz aller Akte bis zum Schluß, der nach einer Reihe von Geschehnissen dasselbe Bild bietet wie der Anfang: ein heillooses Vorbeireden und Vorbeihandeln der beiden Exponenten. Wir sehen die ganze verträumte und versponnene Atmosphäre Irlands, seine Ginsterbüsche, die cottages, die mondbeschiedenen heidekrautbewachsenen

Hügel, die runden Türme, die »großen Farbenbänder von grüner Seide über dem irischen Himmel«, wir sind in einer der irischen Kleinstädte, wir sind in Roscullen.

Mit den beiden — dem einen, einem geschäftstüchtigen und tatdurstigen Engländer, der, entzückt über die irische Liebenswürdigkeit, am liebsten sich gleich in Irland naturalisieren lassen will, und dem andern, einem schon etwas anglisierten Iren — treten wir ein in eine Gesellschaft von Menschen, wie sie in dieser Zusammenstellung eben nur in Irland vorkommt. Da ist der schwärmerische und doch so kluge Outsider und ehemalige Priester Keegan, der sich mit einem Grashüpfer über die Schönheiten des Sonnenunterganges und die heikle Frage des irischen Problems unterhält, der irischste Ire Keegan, der christlichste Christ, der ketzerischste Ketzer, der seiner Seligkeit über Salamanca, Rom, Paris und Oxford nachgegangen war, um schließlich in Irland zu bleiben, wo er Gemeindepfarrer und schließlich von der Kirche exkommuniziert und verrückt wurde, weil er einmal einem Schwarzen die Beichte abgenommen und die Absolution erteilt, der seinerseits angeblich eine Zauberformel über ihn gesprochen haben sollte. Da ist der ehrwürdige Pfarrer von Roscullen, Father Dempsey, »stämmig und väterlich. Priester weder durch Neigung noch durch Ehrgeiz, sondern weil ihm das Leben eines solchen behagt«, liebenswürdig und gemütlich, ja sogar bescheiden, solange ihm die Abgaben bezahlt und seine Autorität und Würde uneingeschränkt anerkannt werden. Der abergläubische Dorfdepp Patsy Farrell. Die gute Tante Judy. Der farblose Vater Larrys, der alte Doyle, dessen illusionsarmes Leben nur durch etwas Tabak, Punsch, einen schönen Morgen oder die Sensationen kleiner Verdienste bei Kauf und Gewinnst erhellt wird. Der endlich nach einem Schinderleben als kleiner, von Haus und Hof von den Landlords vertriebener Pächter zu etwas Geld und eigenem Grund und Boden gekommene alte Matthew Haffigan. Last not least die Frauengestalt der Komödie: Nora Reilly, die seit achtzehn Jahren auf Larry gewartet hat, dem sie, nicht ohne dessen eigene Schuld und Duldung, vom Freunde und Kompagnon Thomas Broadbent weggefischt wird, — in einem langwierigen Prozeß allerdings und unter Zuhilfenahme von etwas Potcheen, jenem höllischen irischen Überwhisky, viel typisch irischer Keuschheit und viel typisch weiblichem Sich-sträuben und Dennoch-wollen, einigen Tränen, die nun aber an Broadbents

breiter Brust hoffentlich versiegen werden, »jenem einzig annehmbaren Orte, wo eine Frau weinen soll, der Brust eines Mannes, eines wirklichen Mannes, eines wirklichen Freundes, einer guten breiten Brust — volle zweiundvierzig Zoll«.

Aber nicht nur die Frau wird Larry weggefischt, sondern — auch dies, ohne ihm sonderliche Schmerzen zu bereiten — die Möglichkeit, als Vertreter Roscullens ins Unterhaus zu kommen. Denn nach nichts Geringerem steht der Ehrgeiz Broadbents, der damit als realistischer Engländer seine Auffassung über »Homerule unter englischer Leitung« nur in die Praxis umzusetzen trachtet. Und die Wirklichkeit der Ereignisse scheint ihn und seine Auffassung bestätigen zu wollen. In den improvisierten Wahlreden beider unterliegt der die Wahrheit propagierende Larry gegen den gewandten Redner Broadbent, der halb seinen schwunghaften Ausführungen selber glaubt, halb ihnen Raum gibt, weil er ihre Wirksamkeit auf das liebe Stimmvieh kennt. Und es ist in dieser, einer der köstlichsten Szenen, als vereinigen sich hier der Dichter Shaw mit dem Politiker und Soziologen Shaw — den wir seiner Redlichkeit wegen auch da lieben, wo wir ihm widersprechen müssen —: Als wolle er hier einmal einem Wort des von ihm verehrten Nietzsche dramatische Wirklichkeit geben, dem schauerlichen Wort, an dem der Idealist verzweifelt, wenn er es glaubt: »Was als wahr wirken soll, darf nicht wahr sein . . .«\*

Und Broadbent geht weiter unbeirrt auf sein Ziel zu: die Gründung eines englischen Syndikats für ein gediegenes Golfhotel, für seine eigene Tasche zwar, aber — natürlich in erster Linie zum Segen Irlands. Geld ins Land zu bringen, ist sein Ehrgeiz, die Löhne zu steigern, öffentliche Einrichtungen zu schaffen, eine Bibliothek, ein Polytechnikum (selbstverständlich interkonfessionell), ein Gymnasium, einen Krickett Klub, vielleicht eine Kunstschule. Aus Roscullen soll eine Gartenstadt gemacht, der runde Turm gründlich restauriert und renoviert werden . . . Und ein Broadbent läßt sich so leicht nicht aus der Ruhe bringen, auch nicht durch jene verunglückte Autofahrt mit dem leutselig eingeladenen Schwein Haffigans, über die ganz Roscullen sich ausschüttet vor Lachen, die aber in den Augen Broadbents eine Heldentat bedeutet. Und nach Larrys Ansicht auch durchaus auf

\* Im »Fall Wagner«.

dem Wege zu seinem Erfolg liegt. Mit seiner Kandidatur ist es nicht aus, man wird ihn nicht zur Stadt hinauslachen, wie der alte Doyle meint. O nein, meint Larry, das wird man nicht; er ist ja kein Irländer. Er wird nie merken, daß man über ihn lacht; und während sie ihn auslachen, erobert er sich den Sitz im Parlament.

Der eigentliche Gegenpol aber zu Broadbent ist nicht Larry, der anglisierte Ire, sondern Keegan, der irische Ire, der Outsider, der phantastische Weise, der kluge Schwärmer, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, dessen Land nicht England oder Irland ist, für den es nur zwei Länder gibt: Himmel und Hölle. Und nur zwei Lebensbedingungen: Erlösung und Verdammnis. Dessen ganze weltenferne Verschiedenheit von Broadbent am klarsten nach seiner Erzählung von dem sterbenden Hindu zutage tritt, der ihm mit dem Mysterium der Seelenwanderung das »mystische Geheimnis der Welt« enthüllte. Gefragt, was dieses sei, antwortet Keegan:

»Diese Welt ist klar und deutlich ein Ort der Qual und Buße, ein Ort, wo die Toren gedeihen und die Guten und Weisen gehaßt und verfolgt werden, ein Ort, wo Männer und Frauen einander im Namen der Liebe peinigen; wo Kinder im Namen elterlicher Erziehungspflicht gegeißelt und geknebelt, wo die Körperschwachen im Namen der Gesundheit vergiftet und verstümmelt und die Charakterschwachen im Namen der Gerechtigkeit der furchtbaren Tortur der Gefangenschaft ausgesetzt werden, nicht für Stunden, sondern für Jahre. Sie ist ein Ort, wo die härteste Arbeit willkommene Zuflucht ist vor dem Abscheu und dem Widerwillen gegen das Vergnügen, wo Barmherzigkeit und gute Werke nur gegen Lohn getan werden, um die Seelen des Räubers und Sybariten loszukaufen. Nun kennt meine Religion aber nur einen Ort des Entsetzens und der Qual, und dieser Ort ist die Hölle. Es ist mir deshalb klar, daß diese unsere Erde die Hölle sein muß, und daß wir, wie mir der sterbende Inder enthüllte, alle hier sind, um für Verbrechen zu büßen, die wir in einem früheren Leben begangen haben.«

Broadbent: Ihr Gedanke ist sehr gescheit, Herr Keegan, wirklich glänzend; ich wäre nie darauf gekommen. Aber mir scheint, wenn ich so sagen darf, Sie übersehen die Tatsache, daß einige von den Übeln, die Sie schildern, unbedingt zur Erhaltung der Gesellschaft nötig

sind, und daß andere nur dann hochkommen, wenn die Ämter von Tories besetzt sind. Von der Politik abgesehen, finde ich die Welt ganz gut: eigentlich finde ich sie recht amüsan.

Keegan: Sie sind zufrieden?

Broadbent: Als vernünftiger Mensch, ja. Ich sehe kein Übel in der Welt — ausgenommen natürliche Übel, — die nicht durch Freiheit, Selbstregierung und englische Einrichtungen geheilt werden könnten. Ich denke so, nicht weil ich ein Engländer bin, sondern weil das eine Sache des gesunden Menschenverstandes ist.

Keegan: Sie fühlen sich in der Welt zu Hause?

Broadbent: Selbstverständlich. Sie nicht?

Keegan (aus den tiefsten Tiefen seiner Natur): Nein.

Broadbent (obenhin): Versuchen Sie Phosphorpillen. Ich nehme sie immer, wenn ich überarbeitet bin. Ich werde Ihnen die Adresse in Oxford Street geben . . .

Keegan (später): Der alles erobernde Engländer! Innerhalb vierundzwanzig Stunden nach Ihrer Ankunft haben Sie unsere Erbin erobert und sich geschickt Ihren Sitz im Parlament gesichert. Und mich — wenn ich am Abend hierher komme, um über meinen Wahnsinn nachzusinnen, den Schatten zu beobachten, wie er beim Sonnenuntergang länger und länger wird, mir nutzlos das Herz zu zerquälen in der verhängten Dämmerung über das tote Herz und die blinde Seele der Insel der Heiligen — trösten Sie mit dem geschäftigen Wirrwarr eines großen Hotels und mit dem Anblick kleiner Kinder, die den Touristen die Golfkeulen nachtragen: das alles für mich als eine Vorbereitung auf das künftige Leben.

Broadbent (ganz gerührt): Ja, Herr Keegan, Sie haben ganz recht. In allen Dingen ist — Poesie . . . Übrigens (auf seinen Gegenstand kommend), ich glaube, ich könnte hier noch etwas Besseres anlegen als eine kleine Bahn. Die scheint jetzt, wo das Motorboot hierbleibt, nicht mehr in Frage zu kommen. Sehen Sie sich einmal Ihren großartigen Fluß da an, der nicht ausgenutzt wird.

Keegan (seine Augen schließend): »Schweigsam, o Moyle, mag rauschen dein Wasser . . .«

Broadbent: Wissen Sie, daß der Laut eines Motorbootes sehr hübsch ist?

Keegan: Vorausgesetzt, daß er den »Angelus« nicht übertönt . . .

Und dann fällt später das entscheidende Wort Keegans über die gepriesene »Tüchtigkeit« Broadbents. Mit der feinen Ironie, deren ein Irländer fähig ist, vergleicht Keegan den Engländer Broadbent mit einem Esel, indem er ihm indessen die größten Tugenden zuspricht: verständig, abgehärtet, freundlich, wenn man ihn wie ein Mitgeschöpf behandelt, störrisch, wenn man ihn mißbraucht, lächerlich höchstens in der Politik, die ihn veranlaßt, sich auf offener Straße zu wälzen und einen Staub aufzuwirbeln um nichts und wieder nichts. Und Keegan erinnert auch an den einzigen Fehler des Esels, der darin besteht, daß er all seine Tugenden vergeudet, indem er den Willen seines habgierigen Herrn ausführt, statt den Willen des Himmels, der in ihm selber wohnt. Und hier erweist es sich, daß das Reich dieses Iren, das nicht von dieser Welt erschien, gleichwohl auf diese Erde herabzusteigen vermag und in gewisser Hinsicht — Irland ist. Er spinnt den Vergleich mit dem Esel weiter, indem er den einen kleinen Fehler Broadbent-John Bulls so kennzeichnet:

»Er ist tüchtig im Dienste des Mammons, mächtig im Bösen, schlau im Verderben, heroisch in der Zerstörung. Aber er kommt her, um zu grasen, ohne zu wissen, daß der Boden, den sein Huf berührt, heiliger Grund und Boden ist. Irland ist, im Guten und im Bösen, mit keinem anderen Himmelsstrich zu vergleichen; und kein Mensch kann seinen Rasen berühren oder seine Luft einatmen, ohne besser oder schlechter zu werden . . . Die Ernte dieser Jahre ist die Blüte aus der Ernte der Niederträchtigkeit der Welt. Jedoch, der Tag mag kommen, an dem diese Insel durch den Wert ihrer Menschen leben wird und nicht durch den Reichtum an Mineralien. Und dann wollen wir sehen.«

»Herr Keegan«, antwortet dem irischen Iren der anglisierte Ire Larry, »wenn Sie sich in Sentimentalitäten über Irland ergehen wollen, wünsche ich Ihnen einen guten Abend. Davon haben wir, weiß Gott, genug gehabt und mehr als genug von gescheiterten Beweisen erhalten, daß jeder, der kein Irländer ist, ein Esel ist.«

Aber Keegan ist es, der zuletzt den guten Abend wünscht und es vorzieht, allein zu bleiben und beim runden Turm zu träumen.

»Ah«, heißt es, »das ist es! Da enthüllt es sich wieder! Träumen, träumen, träumen, träumen!«

Der Mystiker Keegan entgegnet: »Jeder Traum ist eine Prophezeiung; jeder Scherz ist ein Ernst im Schoß der Zeit!«

Und genau so wie er vorher die Hölle definiert, antwortet er über seine Vorstellung vom Himmel Broadbent, dem er »so eine Art von blaßblauem, atlasfarbenem Ort mit all' den frommen Damen unserer Kongregation ist, die dasitzen, als ob sie im Gottesdienst wären; und in dem Studierzimmer am anderen Ende der Halle sitzt irgend so eine alte abscheuliche Person da«:

»In meinen Träumen ist der Himmel ein Ort, wo der Staat die Kirche und die Kirche das Volk ist: drei in einem und eines in drei. Er ist ein Staat, in welchem die Arbeit Spiel und das Spiel das Leben ist: drei in einem und eines in drei. Er ist ein Tempel, in welchem der Priester der Anbeter und der Anbeter der Angebetete ist: drei in einem und eines in drei. Er ist eine Gottheit, in welchem alles Leben menschlich und alle Menschlichkeit göttlich ist: drei in einem und eines in drei. Er ist in kurzem der Traum eines Wahnsinnigen.«

Nie und nirgends in dieser Shawschen »Insel«, die inzwischen nur noch in eingeschränktem Maße »John Bulls andere« genannt werden kann, ist der Gegensatz zwischen dem sentimental-realistischen Engländer und dem realistisch-sentimentalen Irländer, und man möchte sagen: der Gegensatz zwischen den Kindern dieser Welt und denen einer anderen glänzender gefaßt worden.

Unser Kopf mag schwanken, wohin er sich wende.

Unser Herz aber gehört den letzteren.

## 8. FIONNUOLAS GESANG

**S**ilent, o Moyle, be the roar of thy water,  
Break not, ye breezes, your chain of repose!  
While, murmuring mournfully, Lir's lonely daughter  
Tells to the night-star her tale of woes.  
When shall the swan, her death-note singing,  
Sleep, with wings in darkness furl'd?  
When will heaven, its sweet bell ringing,  
Call my spirit from this stormy world?

Sadly, o Moyle, to thy winter-wave weeping,  
Fate bids me languish long ages away.  
Yet still in her darkness doth Erin lie sleeping,  
Still doth the pure light its dawning delay.  
When will that day-star, mizzly springing,  
Warm our isle with peace and love?  
When will heaven, its sweet bell ringing,  
Call my spirit to the fields above?

Schweigsam, o Moyle, mag rauschen dein Wasser!  
Brecht nicht, ihr Lüfte, die Kette der Ruhe,  
Während Lirs Tochter, leidvoll und einsam  
Flüsternd dem Nachstern ihr Weh erzählt!  
Wann wird der Schwan sein Todeslied singen,  
Schlafen auf Schwingen, ins Dunkel gehüllt?  
Wann wird des Himmels süß tönende Glocke  
Rufen den Geist aus stürmischer Welt?

Traurig, o Moyle, wein' dahin im Winter!  
Schicksal will Aufschub noch lange Zeit,  
Liegt doch noch Erin tief schlafend im Dunkel,  
Zögert das Licht seine Dämm'ung hinaus!  
Wann wird der Morgenstern milde erscheinen,  
Wärmen die Insel mit Frieden und Liebe?  
Wann wird des Himmels süß tönende Glocke  
Rufen den Geist zu Gefilden im Äther?

Das Gedicht ist den berühmten »Irish Melodies« des Nationaldichters Thomas Moore (1779—1852) entnommen. Moore hatte in seiner Sammlung zu einer großen Anzahl der vielen altüberlieferten irischen Weisen Texte geschrieben, die sich teilweise eng an die Sage anlehnten, teils aber auch völlig seiner dichterischen Phantasie entsprangen. Die Melodie zu vorstehendem Gedicht erschien gedruckt erstmalig in der Petrieschen Sammlung von 1806 unter dem Titel »Arrah my dear Eveline«.

Die Sage vom irischen König Lir und seinen Kindern wird folgendermaßen überliefert:  
Eefa war die zweite Gattin Lirs, eines der Feenkönige von Irland. Eines Tages ging sie aus, um König Bor den Roten zu besuchen und nahm ihre drei Stiefsöhne und ihre Stieftochter mit sich. Sie war eifersüchtig auf sie, und ihr Besuch war nur ein Vorwand, um sie

fortzuschaffen und ihnen ein Leid anzutun. Nahe Derryraragh befahl Eefa ihren Dienern, die sie mitgenommen hatte, die Kinder zu töten und versprach ihnen, für sie einzutreten, wenn sie ihr gehorchten, und sie reichlich zu belohnen. Die entsetzten Diener weigerten sich. Da riß die verruchte Königin das Schwert von der Seite des Mannes, der ihr am nächsten stand und schickte sich an, die grauenhafte Tat selbst auszuführen. Aber plötzlich sank ihre Hand nieder und sie vermochte nicht zum Streich auszuholen. An Stelle dessen aber beschwor sie über die Kinder eine magische Zukunft.

Das war der Spruch, den sie über die Kinder Lirs sprach: Sie sollten in weiße Schwäne verwandelt werden. Dreihundert Jahre sollten sie am See von Derryraragh bleiben, dreihundert weitere Jahre an der Meerenge von Moyle und dreihundert Jahre am Atlantik bei Erris und Inishglory. Danach und wenn sich einst einmal der Norden mit dem Süden vereinigen würde, sollte die Verzauberung ein Ende haben.

Eefa kam zu König Bor. Aber die Diener riefen dem König zu, er solle ihr nicht die Hand geben zum Gruße und erzählten ihm, was sie getan hatte. Und König Bor verfluchte sie und verwandelte sie in einen Vogel mit einem menschlichen Kopf. Und schreiend flog sie davon und wurde niemals mehr auf Irland gesehen.

Und König Bor brachte die bittere Kunde zu König Lir. Dieser eilte sofort zum See von Derryraragh, Die Schwäne schwammen herbei und begrüßten ihren Vater mit menschlichen Stimmen. Und Fionnuola, die Tochter und die Söhne Conn, Fiachra und Hugh vervollkommneten sich Tag für Tag in der Kunst des Gesanges. Und das Volk strömte zusammen und scharte sich am See von Derryraragh, um ihrem Gesang zu lauschen. Und König Lir sprach mit seinen Kindern jeden Tag.

Schließlich kam die Zeit herbei, in der sie ihren Spruch vollenden sollten und nach der Meerenge von Moyle weiterzufliegen hatten. Sie verließen ihren Vater mit herzerbrechendem Schrei, und das Klagen einer großen Menge folgte ihnen, als sie davonflatterten zu ihrer neuen Wohnstatt.

Hier aber litten sie viel unter dem Sturm, der Kälte und ihrer Einsamkeit. Und Fionnuola erheiterte ihre Brüder mit den Geschichten vom Glück, das sie erwartete, wenn einst ihre Verzauberung von ihnen gewichen sei.

Darauf kamen sie zu den westlichen Küsten von Mayo und suchten ihren Vater. Sie flogen zurück zu ihrer alten Heimat, aber nichts Lebendes fanden sie mehr vor. Sie wurden unglücklicher und trauriger als sie jemals zuvor gewesen waren in der Meerenge von Moyle. Und sie flogen darauf weiter zu Erris Bay.

Und eines Tages kam ein Eremit nach Erris Bay. Und die Schwäne wurden seine Freunde und sangen die heiligen Liturgien zum Gottesdienst. Und die Neuigkeit verbreitete sich weit und breit über das Land.

Einstmals wurde eine Prinzessin aus Südirland von einem Prinzen aus Nordirland umworben. Und sie ließ ihm sagen, daß sie einwilligen würde, könnte er ihr die vier Schwäne von Erris Bay bringen. Und der Prinz ritt hin zum Eremiten, und, als er die Schwäne nicht gutwillig erhalten konnte, nahm er sie mit Gewalt. Aber der treue Priester folgte ihm und seinen Freunden nach. Und der letzte Augenblick der dritten dreihundert Jahre ihrer Verzauberung war gekommen, als die Schwäne vor die Füße der Prinzessin gebracht wurden. Plötzlich fiel alles Gefieder von ihnen herunter. Und sie standen da, blickten einander an und schluchzten. Denn sie waren nur noch vier verrunzelte und verschrumpfte alte Menschen.

Und alle entsetzten sich und flohen davon. Nur der alte Eremit blieb zurück. Und er taufte sie und segnete sie.

Da sah Fionnuola den Tod auf sie zukommen und sprach: Lege uns in ein einziges Grab! Conn lege zu meiner Rechten, Fiachra zu meiner Linken, Hugh aber vor mein Angesicht. Denn so saßen sie immer und lauschten meinen Worten, als ich sie noch zu trösten vermochte zu Moyle in mancher Winternacht.

Und sie starben zusammen in dieser Stunde und wurden nie getrennt.

# Silent, o Moyle, be the Roar of thy Water

(Thomas Moore) Komponist unbekannt, arr. Fritz Brase

*Adagio doloroso* *p*

Si-lent, o Moyle, be the  
Sadly, o Moyle, to thy

*f* *p con passione* *p* *pp* *p*

*Ped.*

roar of thy water, break not, ye breezes, your chain of repose! While,  
winter-wave weeping, fate bids me languish long a- ges away. Yet

*triumph*

mur-mur-ing mourn-ful-ly, Lif's lone-ly daughter tells to the night-star her  
still in her dark-ness doth E-rin lie sleep-ing, still doth the pure light its

*triumph*

*f* *affettuoso*

tale of woes.  
dawning delay.

When shall the swan, her death-note singing, sleep, with wings in  
When will that day-star, mid-dly springing, warm our isle with

*Ped -*

*f* *poco rit.* *a tempo*

dark-ness fur'd?  
peace and love?

When will heaven, its sweet bell ring-ing,  
When will heaven, its sweet bell ring-ing,

*f* *poco rit.* *a tempo*

*dim.*

call my spi-rit from this storm-y world?  
call my spi-rit to the fields a-bove?

*dim.* *morendo.*

Das Lied wurde in einer neuen Fassung mir freundlichst von Herrn Oberst Professor Brase, Dublin, zur Verfügung gestellt und erscheint mit dessen liebenswürdiger Zustimmung hiermit erstmalig

## 9. EINE IRLAND-SAGA

**A**us der reichen Welt von Erins Sagen, Mythen und Märchen, die auch nur andeutungsweise aufzuführen den Rahmen dieser Blätter sprengen würde, aus der langen, reichen Geschichte Irlands, über die mehrbändige Werke unterrichten, seien hier einige Geschehnisse unter einen Gesichtspunkt vereinigt.

Das erste führt uns in die nebelhafte vorgeschichtliche Welt des um 1800 von Macpherson mehr oder weniger glücklich neuentdeckten und von Goethe enthusiastisch begrüßten Ossian, des gälischen Homer. Reine, volle, phantasieschwere Dichtung sind die Gesänge des alten blinden Barden, von denen wir hier dem Fingal-Epos nacherzählen. Wir nehmen uns die Freiheit, es im Gewande geschichtlicher Historie zu geben. Denn mehr als anderswo erscheint hier der Mythos eines Volkes in gewisser Beziehung als eine Realität\*.

Das zweite stützt sich auf die geschichtlich zuverlässigen Berichte irischer Autoren und entsprechende Teile der Dichtung um den Weisen Njal im Kreise der isländischen Sagas. Es ist die Schlacht von Clontarf, auf dem Gebiete des heutigen Dublin, wo an einem Karfreitag des Jahres 1014 der greise König Brian Boroimhe die heidnischen Eindringlinge aus dem Dänenlande vernichtend aus Erins Fluren über die Irische See zurückschlug: die Hermannschlacht der Iren.

Das dritte bringt einige Daten aus dem Leben de Valeras, des »Taoiseach«, des Führers.

---

\* Zugrunde gelegt wurde die wohl immer noch beste und gewissenhafteste deutsche Ossian-Übersetzung von Christian Wilhelm Ahlwardt: Die Gedichte Ossian's. Aus dem Gälischen, Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung, 1861.

## *Wie der Schottenkönig Fingal den Iren gegen Lochlin half*

Drei Könige herrschten einst in grauen Zeiten auf drei Inseln: Artho auf Enisfall (Irland), Cuchullin auf der Nebelinsel Sky (einer der Hebriden) und Fingal in Morven (Schottland). Gleiche Abkunft hatten diese drei und gleiche Sprache und gleiche Sitte.

Und es war ein König über Lochlin im fernen Osten über der See (Skandinavien), der hieß Suaran.

Und es begab sich, daß Artho in Temora, der Hauptstadt Erins, starb und Cormac hinterließ, einen unmündigen Sohn. Da riefen die Iren König Cuchullin, daß er auch Herr sei über Enisfall, solange Cormac heranwuchs. Suaran aber, der Herr im fernen Lochlin, rüstete zu dieser Zeit zu einem Zuge gegen Erin, daß er es sich unterwerfe.

Da rief König Cuchullin den König Fingal um Hilfe an und beratschlagte mit seinen Kriegern in der Festung Tura, wie sie sich wappneten. Und sie schickten Kundschafter längs der Küste von Ullin (Ulster) aus, die hielten Ausschau sowohl nach Fingal wie nach Suaran. Und sie sammelten sich in der Heide von Moilena, zu Füßen des Gebirges Cromla.

Suaran aber, der Starke des Nordens, landete auf Erin, bevor Fingal, der große König der Schotten, zu Hilfe kam. Wie Ströme dem Felstal entstürzen, so entstiegen da die Helden Erins inmitten ihrer Krieger dem Cromlagebirge, blitzend in ihren Waffen und ihrer Väter Geschmeide, wie flammende Blitze inmitten wildwogenden Regengewölks. Jeder Schritt ertönte in Waffengeklirr. Weithin schallte springender Doggen Geheul. Und von jedem Munde summt dumpf das Lied der Schlacht. Wie grauer Nebel im Herbst um die Kuppen der Berge sich mit dem Himmel vereint, so stand das Heer gewappnet am Hange der Höhen.

Und Cuchullin befragte seine Krieger und die Führer Conall und Calmar. Conall riet ab vom Kampfe, aber Calmar, der Held von Connacht, schmähte Conall und riet ihm Rehe zu jagen im friedlichen Forst. Und er drängte mit Macht zum Kampf. Und Cuchullin entschied sich zum Kampf und war eingedenk des Todes der herrlichen Jungfrau Morna.

Schäumend wie ein Strom sich ergießt, von Cromlas Höhen umstarrt, wie wenn Donner durchrollt das Gebirge in dunkler Nacht, so stark, so wild, so groß, so schnell führte Cuchullin

sein Heer hinab in die Ebene, er allen voran als das Haupt, dem Walfisch gleich, der nach sich zieht den Wasserschwall, hoch stehend im eibenen Kriegswagen, gezogen von schnaubenden Rossen.

Und beide Heere trafen aufeinander, Erins Heer unter Cuchullin und Lochlins Heer unter Suaran, dem Kampfeswütigen. Und wechselseitig verbissen sich die Scharen der Helden ineinander wie die brandende Dünung am felsigen Strand. Laut und furchtbar war der Kampf. Häuptlinge hieben auf Häuptlinge, Krieger auf Krieger, Stahl traf auf Stahl. Blut floß in Strömen, Pfeile durcheilten in dichtem Schwarme wie Vögel die Luft. Speere trafen und senkten sich mit ihren Opfern zu Boden. Viele fielen, Panzer und Schilde lagen zerschellt am Boden, als die Nacht sich niedersenkte und dem unentschiedenen Kampf ein Ende machte. Da ließ Cuchullin sich nieder zum Mahl und sandte seinen Barden Carull in das Lager der Feinde, daß auch Suaran mit ihm schmause nach der Väter alter Sitte bis zum nächsten Morgen und zum nächsten Kampf, zum Klange der Harfen. Suaran aber verschmähte das Angebot Cuchullins. Cuchullin aber trat hinaus in die Nacht, und in seinen Gedanken war seine junge Frau Bragal, die jetzt auf ferner Heimatinsel die Augen zum Meere wandte, um sein heimkehrendes Segel zu erschauen.

In der Nacht erschien dem friedfertigen Conall der Geist eines erschlagenen Freundes. Das Kriegsglück würde sich am anderen Tage gegen Cuchullin wenden, so sprach zu ihm die Stimme des Toten. Und er teilte Cuchullin seine Erscheinung mit. Aber dieser war taub gegen Conall und begann am frühen Morgen abermals die Schlacht. Doch der Geist behielt Recht. Die Reihen der Iren kamen ins Schwanken. Erin sank nieder vor Lochlin. Und am Abhange der Berghöhen von Cromla standen die Söhne der grünen Insel, wie die Überreste der Waldung, einer bis auf den Stamm vom Feuer verzehrten, im kühlenden Nachthauch, zerstreut, dürr und schwarz, während kein grünendes Blättchen mehr rauscht im Wind. Traurig und schweigsam, mit langsam schweifenden Augen stand Cuchullin unter den Eichen. Der Wind umspielte sein buschiges Haar. Und er gedachte des treuesten Freundes, den er einst um eines Weibes willen erschlug. Und gerecht dünkte ihm da die verlorene Schlacht.

Da nahten sich die Boten Fingals und meldeten des Treuen Ankunft auf Erin, des Fürsten, des Schildezerbrechers und seiner vom weißen Schaum umwallten Schiffe. Und neue Hoffnung kam in Cuchullins Brust, und er hieß den Barden Carull Lieder von Fingals Taten singen.

Und Carull sang zu seiner Harfe von Fingal, dem ewigen Kämpfer, wie er einst um Agandecca gefreit als Jüngling, die Schwester Suarans im fernen Lochlin. Wie der grimme Vater Starno einst ihn treulos verraten und unter Schmausen und Jagen ihm den Tode geweiht. Wie die blauäugige, sie, die durch die Fluren schritt wie der junge Mond durch zerstreutes Gewölk, deren Stimme war wie Gesang, ihren Geliebten hatte retten wollen und dafür den tödlichen Streich von ihrem Vater erhielt. Wie Fingal die nie besessene Jungfrau heimgenommen hatte, auf seinem Schiff zurück an Schottlands Küsten und sie in die kühle See gesenkt, und die Wellen nun auf immer ihr kleines Haus in der Tiefe umrauschten.

Calmar aber, der Held, der Conall im Rate der Krieger überstimmt hatte, kehrte todeswund heim. Und Cuchullin sank nieder, weinend, langsam, von Gram gebeugt, den Speer nachschleppend, und beklagte die verlorenen Helden und den verlorenen Sieg. Und wiederum gedachte er Bragals, seines Weibes in weiter Ferne.

Fingal aber, der greise Helfer, stand draußen auf seinem hohen Schiffe mitten im Schneeland der brandenden See und wandte seine Augen in die Ferne und gedachte auch einer Frau: Agandeccas, des Mädchens aus Schnee, den einst das rote Blut gerötet. Er gedachte auch Suarans, ihres Bruders, der einst mit ihm zusammen um die Schwester geklagt und gegen den er heute kämpfen sollte. Und er entbot Suaran seinen Gruß und lud ihn zum Mahl. Aber auch ihm versagte sich hohnvoll Suaran.

Da sammelte Fingal seine Söhne Ossian, den Barden, Gal, Fergus, Fillan und Ryno und hieß sie kämpfen. Und furchtbar wüteten da die Scharen Morvens über die von Lochlin. Und abends, als endlich sich sanfte Schatten herabsenkten auf den dritten Tag der Schlacht, sang der König seinem Enkel das Lied von Fainasollis, deren Ehre er einst blutig hatte rächen müssen und bat ihn: niemals der Schilde Kampf unnötig zu suchen, aber nie ihn zu

meiden, wann immer er kommt. Und die beiden Bardenlieder tönnten bis spät in die Nacht im Lager Fingals.

Er selbst aber war verstummt und hatte das Haupt auf seine Hände gebreitet und gedachte Agandeccas, der toten Geliebten.

Und Agandeccas Geist erschien dem greisen König im Traum. Und sie beschwor ihn, Lochlins Volk zu schonen, dem sie selber entstammte.

Doch Fingal erhob sich am Morgen vom großen braunen Schlachtschild seines Vaters, auf dem er geruht, und schritt zum Kampf, zwei starke Speere in den Händen, inmitten seiner Söhne und seines tapferen Enkels Oskar, und im Winde wallte die Mähne seines grauen Haares. Mann traf auf Mann, Stahl traf auf Stahl. Wie Hunderte von Hämmern niederfallen auf ihre Ambosse, so fielen die Streiche hernieder, so laut war das Getön. Und Ullin der Barde und König Fingal selbst sangen feurige Lieder hinein in die Schlacht und hießen jeden seinen Feind suchen, der Fingal lieben wollte. Und die große Fahne Fingals, die blaue, goldgefleckte, stand über allen wie die gewölbte Muschel des Himmels. Und Fingal suchte sich Suaran zum Gegner.

Das Getöse der Schlacht vernahm da im Walde Cromla Cuchullin. Und sein Antlitz rötete sich vor Scham, und er runzelte finster die Stirn und legte die Hand auf das Schwert seiner Väter, und sein wildglühendes Auge starrte auf die ferne kämpfenden Scharen. Und er betrauerte seinen verlorenen Ruhm.

Und Fingal kämpfte gegen Suaran. Fürchterlich kämpften die Herrscher. Die Schilde spalteten sich und die Schwerter zerbarsten. Da packten sich die beiden Helden und schlangen die Arme umeinander, spreizten die Füße in den Sand und trachteten sich zu Falle zu bringen. Wie fallende Felsblöcke im hohen Gebirge aneinandergeschmiegt und mit den Ästen ihrer Bäume sich umschlungen haltend, so stürzten die Herrscher zusammen zum Boden. Fingal aber übermochte Suaran, und Suaran ergab sich ihm.

Weiter stürzte der greise Held ins Schlachtgewühl, und er fand Orla, einen jungen Helden aus Lochlin, zu Tode verwundet. Vom Vater und der Gattin sprach da Orla zu Fingal. Und Fingals Herz wurde weh über des jungen Helden Tod und gebot Einhalt dem

Kampfe. Ryno aber, sein eigener Sohn, wurde da zu König Fingal gebracht, der war in der Blüte seiner Jugend vom feindlichen Speer getroffen. Und König Fingal neigte sein Antlitz in tiefem Gram. Und er hieß Ryno in die Erde betten neben Orla, den Feind, als seines Friedens und Ruhmes Genossen.

Cuchullin schritt nieder vom Gebirge Cromla. Düster und einsam wandelte er den Pfad hinab. Und er setzte sich nieder zu seiten eines schäumenden Baches auf einen Felsblock und gedachte in den fließenden Wassern seines dahingehenden Ruhmes.

Und die Nachtwolken senkten sich über das Meer. Finsternis türmte sich auf Cromlas Hängen. Sterne im Norden glühten empor und beglänzten die Wellen, die sich zerschlugen an Erins Insel. Lieblich blickte ihr Schimmer durch den langsam rollenden Dunstschwall. Laut aber brüllte der Wind durch den Wald. Und düster und still war die Ebene des Todes.

Und König Fingal ließ ein Siegesmahl bereiten und tausend Eichen emporlodern in die Nacht. Er ließ die Muscheln voll Wein füllen und hundert Harfen ertönen. Er ließ aber auch seinen königlichen Gefangenen Suaran zum Mahle bitten. Und Suarans Geist war traurig. Da hieß Fingal ihn mit Gesängen zu zerstreuen und aufzuheitern. Und Ullin der Barde sang vom Urgroßvater Fingals Trenmor, wie er einst um Inawaca, eine Ahnin Suarans gefreit hatte. Und Fingal erinnerte Suaran an ihr gemeinsames Blut und sie gedachten auch Agandeccas und ihrer beider Tränen um die Geliebte und die Schwester. Und Fingal hieß Suaran nun zu wählen: in Frieden heimzukehren auf den weißschimmernden Schiffen nach Lochlin oder aber nochmals die Schärfe des Schwertes auf die Probe zu stellen. Da wählte Suaran den Frieden und bot Fingal Ersatz für die verlorenen Schiffe. Und sie schlossen Frieden und hießen die Harfen erklingen zum Preise der Taten der Väter.

Da brachte der Barde Carull das Schwert Cuchullins zu König Fingal als Zeichen seiner Demut. Doch Fingal wies es zurück. Denn herrlich, sprach er, ist Cuchullins Ruhm auch dann, wenn einmal er ein Treffen verlor. Berühmt bleiben allzeit auch die Besiegten, wenn einmal sie ein Treffen verloren, und nur tapfer kämpften. Sie gleichen der Sonne im Gewölk, die oft sich im Sommer verhüllt, um wieder bald die Höhen zu beglänzen. Und abermals

ließ er die hundert Harfen ertönen und die Stimme der Barden, die sangen von Zeiten, die entflohen, und von allen mächtigen Fürsten der Feldschlacht.

Als im Osten der erste Strahl erzitterte und das Meer und die Hügel Erins erhellte, rüstete Suaran zum Aufbruch und ließ das Horn erklingen über die Fluren des Moilenastromes. Und seine Männer sammelten sich und bestiegen ihre Schiffe. Aber still und trüb waren sie, als die Segel sich blähten. Ein scharfer Hauch wehte ihnen im Rücken, und weiß schwebten sie dahin wie die stummen Nebel auf Erin.

König Fingal aber ließ eine Jagd bereiten in den Cromlabergen. Und sie hetzten die Hunde und erlegten viele Hirsche. Bran, der Hund König Fingals, brachte drei Hirsche allein. Der eine fiel auf Rynos Grab, König Fingals gefallenen Sohn. Ruhig lagen die Steine und ruhig lag der Hirsch, und ruhig lag unten Ryno der Held und schlummerte.

Und Fingal ließ sich mit Cuchullin zum Mahle nieder und hieß ihn fröhlich sein. Und die Muscheln voll Wein erklangen aneinander und die Harfen ertönten abermals. Singend entschwand ihnen die Nacht. Fröhlich nahte über den Wogen der Morgen.

Fingal stieg zum Hügel empor. Und sein Arm hielt den Speer, und mächtig schritt er aus über dem Moilenastrom. Er hieß die Segel setzen. Und sie bestiegen die Flut mit Gesang.

Und ihr Gesang war gewaltig. Und die Freude der Krieger war groß mitten im weißen Schaum des blauen Meeres.

*Wie König Brian Boroimhe am Karfreitag von 1014  
bei Clontarf über die Dänen siegte und selber fiel*

Und wieder kamen Feinde über die Irische See.

Sie kamen aus Schweden und Norwegen und Dänemark und von den Küsten und Inseln im Baltikum. Man nannte sie Wikinge. Sie verheerten damals ganz Europa zur See und auf dem Lande. Sie waren große Räuber und Helden.

Und die Dänen kamen auch nach Irland, und ihr Jarl herrschte zu Dublin. Und einer von ihnen hieß Jarl Sigtrygg, der mit dem Seidenbart. Dessen Mutter war eine Irin, die hieß Gormflaith. Und eine Rede ging von ihr, daß alles böse wurde, was von ihrem Willen abhing und alles gut, was nicht von ihrem Willen abhing. Und sie heiratete vier Male.

Und es war ein Mann, der hieß Brian Boroimhe und war König über Irland. Der hatte tapfer gegen die Heiden gestritten und auch gegen andere Könige auf Erin. König Brian hatte Gormflaith in ihrer dritten Ehe zur Frau gehabt, jetzt aber war er von ihr geschieden. Sein Herrschersitz war zu Kinkora am Shannon in Munster. Und König Brian hatte einen Ziehsohn namens Kerthjalfad, der war der Sohn von König Kylfir, den er einst aus dem Lande vertrieben und mit dem er sich später auf einer Romfahrt ausgesöhnt hatte. König Brian hatte auch eigne Söhne — aber sie waren nicht von Gormflaith — die hießen Dungad, Morrogh und Tadkr. König Brian war ein gewaltiger Krieger, aber ein gütiger und frommer Mensch. Drei Male erließ er immer den Übeltätern ihre Schuld. Nur wenn sie sich öfter vergingen, ließ er sie verurteilen nach dem Gesetz. Daraus kann man ersehen, was für ein Mann er gewesen.

Und Gormflaith sprach mit ihrem Sohn Sigtrygg und hieß ihn Bundesgenossen werben und König Brian vernichten. Sigtrygg Seidenbart fuhr zum großen Jarl oben auf den Orkaden und gewann ihn für sich gegen Brian. Und er versprach ihm seine Mutter Gormflaith zur Frau, wenn er mit ihm zöge. Desgleichen zog er auch zu zwei Brüdern, die waren große Wikinge und heerten auf der Insel Man und hießen Ospak und Brodir. Und dem Brodir versprach er ebenfalls seine Mutter Gormflaith zur Frau und das Königtum über Irland dazu. Brodir war ein großer Kämpfe und hatte einen Kettenpanzer, den riß kein Eisen, und er trug langes schwarzes Haar bis unter den Gürtel. Brodir hatte grausige Träume in den Nächten, nachdem Sigtrygg gekommen war: einmal hörte er über sich und seinen Mannen ein lautes Getöse und sah siedendes Blut herniederregnen. In der zweiten Nacht war wieder ein großes Getöse, und die Äxte flogen hernieder, und auf jedem seiner Schiffe ward einer seiner Mannen erschlagen. Und in der dritten Nacht stießen Raben hernieder und hackten mit eisenharten Krallen auf sie ein, und wieder fiel einer seiner Mannen aus

jedem Schiff. Und Ospak, der ein kluger und zauberkundiger Mann war, deutete seinem Bruder diese Träume und warnte ihn, zu kämpfen gegen König Brian. Da wurde Brodir zornig. Ospak aber gelobte, den christlichen Glauben anzunehmen, und er beschloß, zu König Brian zu ziehen und ihm beizustehen bis zu seinem Todestag. Jarl Sigtrygg und der Orkadenjarl und Brodir kamen überein, daß sie am Palmsonntag in der Ebene von Clontarf nördlich von Dublin zusammenkämen mit ihrer Heeresmacht und König Brian bekämpften.

König Brian Boroimhe war damals schon ein alter Mann, dreiundsiebzig Jahre alt, und hatte nur Werke des Friedens mehr im Sinn. Er hatte Klöster bauen lassen, Brücken, feste Städte, Schulen und Gerichte. Damals war es für jedermann so sicher in Irland, daß eine schöne Jungfrau, reichbekleidet und geschmückt mit Gold und Geschmeide, vom Norden herab bis in den Süden allein ziehen konnte, ohne daß ihr das geringste Leid geschah.

König Brian wollte am heiligen Tage des Karfreitags nicht kämpfen. Als aber am Donnerstag die Schlacht unvermeidlich wurde, setzte er sich am frühen Morgen auf sein Schlachtroß, nahm in die erhobene Rechte das Kruzifix, ritt von einem Gliede seiner Truppen zum andern und erinnerte sie, daß an diesem Tage der Herr für sie gestorben sei. Und er bat sie, tapfer für ihren Glauben und ihr Land zu kämpfen.

Dann machten sie eine Schildburg um König Brian. Und Brian Boroimhe ging mit einem einzigen Diener namens Laithen hinein in sein Zelt und betete.

Und in drei großen Heeresgruppen kämpften die Iren, den Phönix-Park im Rücken, gegen die Wikinge, die Dublin Bay im Rücken hatten, in der Ebene von Clontarf vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Die Führer kämpften inmitten ihrer Truppen Mann gegen Mann. Manch Kämpferpaar fiel zusammen zu Boden, die Schwerter gegenseitig im Herzen, die Hände in den Haaren ihres Gegners verkrampft.

Kerthjalfad drang vor bis zum Jarl Sigurd. Der hatte ein Banner, das hatte die Gestalt eines Raben. Wer dieses jeweils trug, so ging die Sage, würde Jarl Sigurd stets das Leben retten, er selber aber sollte statt seiner sterben. Drei der Bannerträger waren alsbald gefallen,

als Jarl Sigurd dem Roten Hrafn das Banner tragen ließ. Da sagte Hrafn zum Jarl: »Trag du deinen eignen Teufel!« und Jarl Sigurd nahm das Banner herab von der Stange und nahm es unter seinen Panzer. Da drang Kerthjalfad auf ihn ein und tötete ihn.

Als der Kampf begonnen hatte, war es Flut gewesen in der Dublin Bay. Und nun, da sich der Abend senkte, wurde es wieder Flut. Und die Schiffe der Dänen waren draußen auf der See. Sie selbst aber wurden zwischen die irischen Scharen und das Wasser genommen, und die nicht umkamen durch das Schwert, ertranken in der See. Und wie die Garben fallen im Herbst, so fielen die Wikinge auf dem Rasen Erins.

Aber auch von den Mannen Brians wurden viele getötet. Und auch Turlogh fiel, Brians fünfzehnjähriger Enkel. Man fand ihn ertrunken am Fließchen Tolka, aber in seinen Händen hielt er noch die Haare und den Kopf von einem erschlagenen Wiking.

König Brian lag indessen auf seinen Knien im Zelt, lauschte auf den Lärm der Schlacht und betete. Und zum erstenmal am frühen Tage sagte er zu seinem Diener Laithen, er solle hinausgehen vor das Zelt und ihm von der Schlacht berichten.

»Ich sehe die Heere in tödlichem Kampf«, sagte Laithen. »Und ich höre die Axtschläge heruntergehen auf den Tomarwald. Ich sehe deines Sohnes Morrogh Banner stehen inmitten seiner Dalcassier.«

Da richtete der König sein Kissen. Und er fiel nieder auf sein Knie und betete.

Und abermals im Mittag fragte der König nach dem Stande der Schlacht.

»Jetzt sind sie so miteinander vermischt, daß niemand einzelnes auseinanderhalten kann. Mit Blut und Staub sind sie bedeckt, so daß der Vater nicht den Sohn erkennen kann. Viele sind schon gefallen, o König Brian Boroimhe. Aber deines Sohnes Morrogh Banner steht inmitten seiner Dalcassier!«

Da richtete der König abermals sein Kissen, fiel nieder auf die Knie und betete.

Und ein drittes Mal fragte König Brian am Abend der Schlacht.

»Jetzt scheint der Tomarwald in Flammen zu stehen. Sie mähen das Unterholz, und nur wenig Bäume stehen noch. Und dünn sind die Reihen der Krieger. Wenige der Helden stehen und kämpfen. Aber der Sieg ist unser, o König Brian Boroimhe, die Feinde sind

vernichtet oder fliehen. Aber deines Sohnes Morroghs Banner ist jetzt gefallen inmitten seiner Dalcassier!«

»Schlechte Nachrichten sagst du, mein Freund«, sagte da König Brian Boroimhe, »wenn Morrogh gefallen ist mit seinen Dalcassiern, so ist die Blüte Erins gepflückt. Sie werden niemals mehr einen Mann wie diesen sehen.«

Und der König fiel nieder auf sein Knie und betete.

Da entstand vor dem Zelt ein Getümmel und König Brian fragte, was es auf sich habe.

»Fliehende Scharen der Feinde sind es, o König Brian Boroimhe«, sagte der Diener, »laßt uns jetzt zurück ins Lager unserer Krieger gehen, wo wir in Sicherheit sind.«

»Kein Rückzug ziemt sich mehr für mich«, sagte der alte König, »ich weiß, ich werde diesen Platz nicht mehr lebend verlassen. Was kann es mir noch nutzen in meinem Alter, Morrogh zu überleben und die Helden der Dalcassier?«

Und König Brian Boroimhe diktierte dem Diener seinen letzten Willen, schenkte all sein Hab und Gut Gott und seiner Heiligen Kirche und befahl, daß man ihn zu Armagh begraben solle.

Da stürmte Brodir herein ins Zelt und hieb mit seiner gewaltigen Streitaxt nach König Brian. Aber der König zog sein Schwert und durchhieb dem Wiking beide Beine. Doch der fallende Brodir hob noch einmal nach König Brian aus und zerspaltete ihm den Kopf. Da starb König Brian.

Und sie begruben ihn zu Armagh, wie er befohlen.

So siegte König Brian Boroimhe am Karfreitag des Jahres 1014 bei Clontarf über die Dänen. Er selber aber fiel.

Von den Wikingen fielen siebentausend in der Schlacht, von den Iren viertausend.

Und die Kunde durcheilte ganz Europa.

Und die Macht der Wikinge war nicht mehr die alte.

*Wie Oliver Cromwell  
ins Land kam und es schließlich frei wurde*

Und wieder kamen Feinde über die Irische See.

Sie waren von der Insel Britannien. Und sie kamen mit Feuer und Schwert über Irland und waren große Räuber. Und sie sagten, sie kämen um des Glaubens willen, aber sie kamen aus Hunger nach Macht.

Unsagbares Leid kam über Irland siebenhundert Jahre lang bis in unsere Zeit.

Ein Mann hieß Oliver Cromwell. Der trieb die Iren zu Paaren, nahm ihnen ihr Land, zerstörte ihre Heiligtümer und schickte die Toten und die Lebendigen nach Connaught oder in die Hölle. Und es starben damals sechshunderttausend Irländer in kurzer Zeit vor Hunger und im Elend, und viele gingen außer Landes. Und seit dieser Zeit wanderten viele Millionen Iren fort aus dem grünen Lande, denn sie fanden kein Brot mehr auf der Heimatinsel in aller ihrer Fruchtbarkeit. Denn die Faust Britanniens war stark und ohne Erbarmen.

Aber die Seele der Iren und ihre Sehnsucht war immer gerichtet nach Erins grünen Fluren. Und das Licht der Freiheit war stets in ihren Träumen.

Ein Mann hieß Eamon de Valera.

Der war ein Professor und ein Soldat und ein Rebell und ein Staatsmann. Und sein Ziel war es, Irland freizumachen von den Erzfeinden, aber gleichwohl mit ihnen dann einen Pakt zu machen hinterher. Und er wurde deswegen verkannt, sowohl in seiner Heimat wie von den Bedrückern.

Am Ostermontag 1916 zog eine Schar von irischen Patrioten durch die Straßen von Dublin, die besetzten alle Gebäude und erklärten Irland frei von England. Sie kämpften verzweifelt, bis die meisten von ihnen gefallen waren und ihre Häuser und die Straßen in Schutt und Asche lagen. Und die Sieger hielten ein blutiges Strafgericht über die Rebellen.

Eamon de Valera entkam dem Tode, aber sie schleppten ihn in Ketten von Gefängnis zu Gefängnis, von Princetown über Maidstone nach Lewes, bis sie ihn endlich aus Gründen der Politik freiließen.

Und Eamon de Valera ging durch die Städte Irlands und predigte den Kampf gegen den Erzfeind und wurde Präsident einer Partei, die nannte sich »Sinn Fein«, das heißt: »Wir selbst«. Ein Mann hieß Lloyd George und ließ de Valera abermals verhaften. Bei seinem Abschied hieß er seine Brüder gelassen sein und vertrauensvoll. Sie suchten ihn immer wieder zu befreien, und im Jahre 1919 gelang die Flucht. Und Eamon de Valera wurde Präsident des Dail, der Volksvertretung Irlands. Und er predigte abermals gegen den Erbfeind und fuhr in einem Kleiderbündel versteckt von Liverpool über das große Wasser zu seinen Brüdern in Amerika. Und die Ratten des Schiffes fielen ihn an, konnten ihm aber nichts anhaben. De Valera predigte auch in den Staaten gegen den Erbfeind, brachte viel Geldmittel zu neuem Kampf zusammen und kehrte heim nach der Insel. Da hatten die Engländer ein böses Volk gegen die Iren geschickt, die hießen »Black and Tans« nach der Farbe ihrer Uniformen und waren Übeltäter und degradierte Soldaten. Schließlich aber kam doch ein Vertrag zwischen den Iren und England zustande, aber nun brach der Kampf aus zwischen den irischen Brüdern selbst. De Valera wurde geächtet. Und wiederum ging er von Ort zu Ort durch das ganze Land und predigte gegen den Erbfeind, in Verkleidung, mit einem Bart und einer blauen Brille. Und 1923 wurde er wieder verhaftet, aber nach einem Jahre wieder freigelassen. Und er gründete »Fianna Fail«, das heißt: »Genossen des Schicksals«. Und er kämpfte mit ihnen, bis die letzten Erbfeinde aus dem Lande waren.

Und er wurde der »Taoiseach« von Eire, das heißt: der Führer.

Ein Kampf nur blieb und bleibt: daß Irland völlig frei und Ulster vereinigt werde mit dem Süden und ein einiges Irland sei auf der ganzen Insel.

Ein Mann heißt Eamon de Valera . . .

**D**er das Glück hatte, dem Führer Irlands nach einer Sitzung des Dail auf eine halbe Stunde im Garten des Leinster House zu Dublin gegenüberzustehen, und dem ein Blick in das Antlitz und ein Händedruck genügte, um sich ein Bild zu machen von dem ungeheuren Ernst und der eisernen Entschlossenheit dieses Mannes, verläßt an einem Hochsommertag des Juli die Grüne Insel.

Wieder ist es die »Innishfail«, die »Insel des Schicksals«, die ihn beherbergt und wieder zurückbringen wird nach drüben an die schimmernden Küsten von Wales. Dasselbe Schiff ist es, dieselben Gesichter der Matrosen, die jetzt die Taue losmachen. Am Kai stehen ein paar andere, auch schon vertraute, gute Freunde, die er in Irland gewann.

Insel des Schicksals! Das war sie ihm nicht, dem Fremden. Aber wie Tristan sich einst nicht des Zaubertrankes versah, als er Isolde heimführen sollte aus Irland für König Marke, so hatte die Grüne Insel für ihn trotz des eisernen Vorsatzes, die Dinge mit kühlen Sinnen zu sehen und nicht in traditioneller Irlandschwärmerei heimzukehren, doch auch die Zauberformel bereitet, von der Shaw erzählte: daß man diese Insel nicht betreten könne, ohne besser oder schlechter zu werden. Ob er besser wurde, wagt er nicht zu sagen, wohl aber, daß er glücklicher wurde und reicher durch die Erinnerung an ein zauberhaftes liebliches Land und ein freundliches tapferes Volk...

Wohl hätte es noch manches gegeben, das er gern gesehen hätte, viel mehr wäre er noch gern eingedrungen in den großen Reichtum der Geschichte des Landes und des Volkes der Träume, Whiskys und Rebellen. Wohl weiß er, wie wenig auch diese Blätter letzten Endes das wirkliche Erleben ersetzen können. Und mit der Einleitung zu einem weltberühmt gewordenen Buche möchte er seinen eignen bescheidenen Bericht schließen: Große Dinge habe ich mir in diesem kleinen Buche vorgenommen . . .

Dunstige Wärme liegt über Dublin Bay und der Irischen See. Über den Häusern von Dun Laogheire flimmert die heiße Luft. Wie Blei liegt das Wasser, das jetzt langsam unser Kiel zu durchfahren beginnt. Auf ihm zittert der Spiegel eines azurblauen Himmels, von wilden weißen Wolken durchjagt.

Es ist so windstill, daß ich mir meine Zigaretten ohne Schwierigkeiten anzünden kann, während ich auf einem Ankerspill und auf einer der schönen karierten handgewebten Decken aus Donegal sitze und noch einmal hinüberschaue auf das langsam entschwindende und schließlich ganz versinkende Erin.

Sei es nun ohne Absicht, sei es auch der Mangel allzulange entbehrter kontinentaler weiblicher Wärme: meine Augen gehen über die Planken und landen bei einem Paar eleganten Damenschühchen. Und aus ihnen steigen zwei anmutig umeinander geschwungene Beine hinan in ein lustig flatterndes Röckchen. Die eine der Fußspitzen wippt spielerisch auf dem Holz des Decks. Die Stirn und das Kinn sind von einer der jetzt so modernen Tücher umrahmt, die allen Damen das aparte Aussehen von Nonnen verleiht oder auch von Bäuerinnen aus der Pußta. Ein zarter Duft von Worth-Parfüm mischt sich in meiner Nase mit der herrlichen würzigen Meeresluft. Die Besitzerin all dieser Verführungen hat zwar ein grünes irisches Hütchen auf, aber das Gespräch, das sie mit dem anderen jungen Touristen in einem karierten Jackett und weiten grauen Flanellhosen führt, weist sie unweigerlich unter die Töchter eines südlichen Himmelsstriches.

Und es ist unvermeidbar, daß ab und zu die Brocken der bächleinhaft dahinfließenden Unterhaltung zu mir hinüberfliegen. Auch aus ihr tönt der Preis Erins. Man müsse, so führt die Besitzerin des grünen Hütchens aus, unbedingt hierher noch einmal wiederkommen,

immer wieder aus all der Hast und Unruhe dieser Welt. Man müsse einen solchen Ort des Friedens besitzen, »nach dem man immer wieder kommen könne, wenn man seiner bedürfe«.

Dann wenden sich beide um und einer neuen Unterhaltung zu, indem sie langsam dem Achterdeck zuschlendern und sich der Fütterung der Seevögel widmen, die uns in hellen Scharen folgen.

Währenddem bin ich selbst an die Reling getreten. Drüben liegt, endgültig eingehüllt in den Dunst der See, unter den Riesenwolken zauberhaft verborgen: Innisfail, die Insel des Schicksals.

Und während sie festmachen in Holyhead, und das ganze geschäftige Treiben des Vordbordgehens und der Zollabfertigung beginnt, werfe ich einen letzten Blick hinüber nach dem Westen.

Und in meinen Gedanken sind ein paar Worte — meine irischen Freunde, nehmt sie ruhig als Versprechen! — und ich denke sie zufällig in der Sprache, die ich vorhin hörte. Aber in diesem Augenblick ist sie die Sprache meines ganzen Herzens:

O mein Irland, einmal noch werde ich zu dir zurückkehren . . . . .

# D I E B I L D E R

	<i>Seite</i>
Das Kreuz über Irland . . . . .	89
AN UACHTARAN, der Präsident von Irland, Douglas Hyde begrüßt den ersten weiblichen Lord Mayor von Dublin, Mrs. Thomas Clarke . . . .	90
AN TAOISEACH (der Führer) Ministerpräsident Eamon de Valera . . . .	91
Dublin, Customs House . . . . .	92
Hier stehen sie – in der O’Connell-Street – die Helden der irischen Freiheit	93
Campanile des Trinity College, Dublin . . . . .	94
Trinity College . . . . .	95
Oberst Professor Fritz Brase mit seiner School of Music, Portobello Barracks, Dublin . . . . .	96
Dudelsackpfeifer der irischen Armee . . . . .	97
Dublin — Mountains bei Bray . . . . .	98
Glendalough . . . . .	99
„Runder Turm“ und Friedhof in Glendalough . . . . .	100
Das tausendfach gesehene Bild, die Zeugen tausendfacher Not . . . . .	101
Pferdejunge . . . . .	102
Irishes Vollblut . . . . .	103
Jugend . . . . .	104
Paddys Stolz . . . . .	105
Runder Turm von Ardmore . . . . .	106
Ruinen zwischen Tramore und Dungarvan (Südirland) . . . . .	107
Cliffs bei Tramore . . . . .	108
Alter Normannen-Wachturm am River Lee (auf dem Wege zwischen Cork und Cobh) . . . . .	109
Arklow . . . . .	110
Kathedrale von Cobh . . . . .	111
Junge aus der Umgegend von Killarney . . . . .	112
Torf, die irische Kohle . . . . .	113
Johnstown Castle . . . . .	114
Blarney Castle . . . . .	115
Frau mit dem „Cloak“, Klonakilty, Landschaft Cork . . . . .	116

	Seite
In Klonakilty . . . . .	117
Im Kloster der schweigenden Mönche von Mount Mellary . . . . .	118
Das „Oratory“ von Gallerus Dingle (frühchristliche Zeit) . . . . .	119
Alter Ire . . . . .	120
Knabe aus Killarney . . . . .	121
Kleines Mädchen aus Skibbereen . . . . .	122
Mutter und Kind aus Skibbereen . . . . .	123
Homespunweberei Killarney . . . . .	124
Spätnachmittag in der Bantrybay . . . . .	125
Killarney . . . . .	126-127
Muckross Abbey (Killarney) . . . . .	128
Zerstörter Altar in der Muckross Abbey . . . . .	129
Lynch Castle, Galway: Hier lynchte Mister Lynch . . . . .	130
Aran Islands: Die Cliffs . . . . .	131
Aran Islands: Aus Steinen . . . wurde Brot . . . . .	132
Aran Islands: Inishmore . . . . .	133
Der Kelp wird gebrannt . . . . .	134
Viehverladung auf den Aran Islands . . . . .	135
Der Fischerdichter Pat Mullen (Aran Islands, Inishmore) . . . . .	136
Inishmore . . . . .	137
Aran Islands: Maggies Haus . . . . .	138
„Maggy“ . . . . .	139
Vater und Sohn (Aran Islands) . . . . .	140
Aran Islands: Häuser bei Oghilt, Inishmore . . . . .	141
Die alten Festungsgürtel vor der Dun Aengus . . . . .	142
Dun Aengus . . . . .	143
Rock of Cashel . . . . .	144
St. Patrick's Kreuz auf dem Druidenstein (Rock of Cashel) . . . . .	145
Limerick: „Die Brücke des gebrochenen Vertrages“ . . . . .	146
Das Shannon-Kraftwerk bei Limerick, von deutschen Ingenieuren erbaut . . . . .	147
Connemara . . . . .	148
Killary Harbour (Connemara) . . . . .	149
Landschaft am Lough Swilly (Donegal) . . . . .	150
Am „Heimwehstein“ des Heiligen Patrick (bei Gartán in Donegal) . . . . .	151
Fischersfrau aus Donegal . . . . .	152
Fischer aus dem „Bloody Foreland“ (Donegal) . . . . .	153
Halbinsel Malin Head (Donegal) . . . . .	154
Die Folklore Commission ist da: Urgroßvater erzählt eine lustige Geschichte . . . . .	155
Kylemore Abbey (Connemara) . . . . .	156
Nördlichster Punkt: Malin Head . . . . .	157
Irland . . . . .	158
AN UACHTARAN angelt . . . . .	159
. . . und heimwärts mit der Jaunting Car . . . . .	160